Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 99. Nebra, Sonnabend, 11. Dezember 1915. 28. Jahrgang.

Der Papst über den Frieden.

Nach der ‚Agenzia Stefani' führte der Papst in seiner im Konsistorium gehaltenen Rede etwa folgendes aus:

Trotz der gewaltigen Zerstörungen, die sich im Verlaufe der sechzehn Monate angehäuft haben, obwohl in den Herzen der Wunsch nach Frieden lebt, obgleich so viele Familien unter Tränen den Frieden erflehen, obgleich wir alle Mittel ergriffen haben, die geeignet sind, irgendwie den Frieden zu beschleunigen und die Zwietracht zu besänftigen, so sehen wir nichtsdestoweniger diesen verhängnisvollen Krieg mit Wut zu Wasser und zu Lande toben. Auch das Schreiben, das wir am Jahrestage des Kriegsbeginns an die kriegführenden Völker und ihre Staatsoberhäupter richteten, hat, obschon es eine durchaus achtungsvolle Aufnahme fand, doch nicht die wohltätigen Wirkungen erzielt, die man erwarten konnte. Während wir uns, soweit es in unserer Macht steht, dafür verwenden, die schmerzlichen Folgen des Völkerstreites durch wohlangebrachte Maßnahmen zu lindern, fühlen wir uns durch die Pflicht unserer apostolischen Sendung veranlaßt, aufs neue auf dem einzigen Mittel zu bestehen, welches schnell ein Ende dieses schrecklichen Weltbrandes herbeiführen könnte, um einen derartigen Frieden vorzubereiten, wie er von der gesamten Menschheit allhend ersehnt wird, das heißt einen gerechten, dauerhaften und nicht nur für einen Teil der Kriegführenden Nutzen bringenden Frieden.

Ein Weg, welcher wahrhaftig zu einem glücklichen Ergebnis führen könnte, ist derjenige, welcher bereits erprobt und unter ähnlichen Umständen gut befunden wurde, derjenige, an den wir in unserem Briefe vom letzten Juli erinnerten, nämlich, daß in einem direkten oder indirekten Gedankenaustausch mit aufrichtigem Willen und reinem Gewissen die Ansprüche eines jeden klargelegt und gebührend geprüft werden, unter Beseitigung der ungerechten und unmöglichen Forderungen, und indem man nötigenfalls durch billige Ausgleiche und Abmachungen dem Rechnung trägt, was gerecht und möglich ist. Es ist unbedingt notwendig, daß man von der einen wie von der anderen Seite in einigen Punkten nachgibt, daß man auf einige der erhofften Vorteile verzichtet, und jeder müßte gutwillig in Zugeständnisse einwilligen, selbst um den Preis gewisser Opfer, um nicht vor Gott und den Menschen die ungeheure Verantwortung für die Fortsetzung dieser beispiellosen Schlächterei auf sich zu nehmen, welche, wenn sie noch weiter andauert, für Europa wohl das Zeichen seines Herabsinkens von dem hohen Standpunkt seiner Zivilisation und seines Wohlstandes bedeuten würde, auf den es die christliche Religion erhoben hat. Dies sind die Gefühle, welche uns gegen den Krieg und für die Völker, die in ihn verwickelt sind, beseelen.

Wenn wir dann noch aus dem europäischen Kampf für die katholische Sache des Heiligen Stuhles entstehenden Unzuträglichkeiten betrachten, so sieht jedermann, wie schwer sie sind und wie sehr die Würde des Papstes verletzt ist. Schon wiederholt haben wir, den Spuren unserer Vorgänger folgend, beklagt, daß die Lage, in der der Papst sich befindet, derartig ist, daß sie ihm nicht die volle Freiheit läßt, welche für die Regierung der Kirche unbedingt notwendig ist. Wer sieht nicht, daß diese Tatsache unter den gegenwärtigen Umständen besonders klar zu Tage tritt?

Ohne andere Ereignisse zu erwähnen, wollen wir nur bemerken: daß gewisse bei uns beglaubigte Botschafter oder Gesandte gezwungen waren, abzureisen, um ihre persönliche Würde und die Rechte ihrer Amtswürden zu wahren, was für den Heiligen Stuhl eine Verringerung seines eigenen angeborenen Rechtes und ein Verlagen der notwendigen Bürgschaften und brachte gleichzeitig die Entziehung des gewöhnlichen Mittels mit sich, dessen er sich als des bequemsten zur Verhandlung mit auswärtigen Regierungen zu bedienen pflegt. Hierbei können wir nicht ohne Schmerz den Verdacht erwähnen, welcher bei einer der kriegführenden Parteien entstehen konnte, nämlich, daß wir bei der notwendigen Behandlung von Geschäftsangelegenheiten, welche die gegenwärtig mit dieser kriegführenden Partei im Kriege stehenden Völker betreffen, uns von nun an nur noch durch Einflüsterungen derjenigen allein leiten lassen, welche ihre Stimme bei uns vernehmen lassen können. Was soll man von der wachsenden Schwierigkeit des Verkehrs zwischen uns und der katholischen Welt sagen, einer Schwierigkeit, die uns so große Hindernisse in den Weg legte, um über die Ereignisse ein vollständiges und genaues Urteil zu erlangen, das uns doch so nützlich gewesen wäre!

Was wir bisher gesagt haben, muß genügen, wie uns scheint, ehrwürdige Brüder, um euch zu zeigen, wie unser Kummer von Tag zu Tag wächst, sei es, daß wir diese kaum der barbarischen Jahrhunderte würdige Schlächterei betrachten, sei es, daß wir gleichzeitig die Lage des Heiligen Stuhles feststellen, die immer schlechter wird. Ihr ererseits — wir sind dessen gewiß deswegen, weil ihr an den Sorgen teilnehmt, die uns kraft unseres apostolischen Amtes auferlegt sind — schließt euch dieser zwiefachen Qual unseres Herzens an. Ebenso denken wir, daß das ganze christliche Volk einen Widerhall unseres Schmerzes bildet. Aber warum sollten wir den Mut verlieren, wenn der Fürst der Hirten, Jesus Christus, uns versprochen hat, daß sein Beistand nie der Kirche fehlen wird, am wenigsten in schwierigen und stürmischen Augenblicken? Lassen wir darum unsere vertrauensvollen Gebete bis zum geliebtesten Erlöser der Menschen emporsteigen, begleitet von Werken der Barmherzigkeit und Bußfertigkeit, damit sein erbarmungsreiches Herz die Leiden abkürzen möge, unter denen gegenwärtig die unglückselige Menschheit kämpft!

Verschiedene Kriegsnachrichten.

(Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.)

England nimmt Calais als Unterpfand.

Der ‚Kölnischen Volkszeitung' zufolge hatte in Frankreich nach dem verlustreichen Mißerfolg des Joffreschen Vorstoßes Ende September 1915 wachsende Friedensströmung sich erkennbar gemacht, worauf englisch-französische Beratungen sowohl in Paris wie in London stattfanden. Trotz peinlichster Geheimhaltung dieser Beratungen behaupten unterrichtete Kreise, daß England mit Nachdruck und Unerbittlichkeit die Unterdrückung der Friedensgelüste gefordert, und gedroht habe, bei einseitigem Friedensschlusse die Besetzung von Calais, Duntirchen, Boulogne und Rouen unter keinen Umständen aufgeben zu wollen. Vor diesem Machtspruch hätten sich die französischen Gewalthaber um so lieber gebeugt, weil ihnen, den Miturhebern des unseligen Krieges, die Erkenntnis dämmert, daß ein Friedensschluß sie ohne weiteres von dem Boden ihrer Stellungen fortfegt.

*

Frankreichs Gesamtverluste: 2 700 000 Mann.

Die ‚Frankfurter Zeitung' meldet: Die englische Zeitschrift ‚New Statesman' schreibt: Frankreich hat jetzt seine sämtlichen wehrhaften Männer zwischen 18 und 48 Jahren unter den Waffen. Der Jahrgang 1897 wird bald ins Feuer geführt werden. Er umfaßt etwa 100 000 Mann. Aus zuverlässiger Quelle verlautet, daß Frankreich bisher 2 700 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren hat, von denen ungefähr 2 Millionen Mann kampfunfähig sind.

*

Eine bange Frage.

Oberstleutnant Rousset äußert sich im ‚Petit Parisien' sehr beunruhigt darüber, daß man nichts von Mackensen und Gallwitz hört, die vielleicht schon im Verein mit den Bulgaren gegen den Wardar vorrücken. Ferner sollen nach Blättermeldungen österreichische und deutsche Abteilungen nach Bulgarien unterwegs sein, was besonders zu beachten wäre, wenn diese dazu bestimmt seien, aus den Tälern westlich von Rhodope uns in den Rücken zu fallen. — Auch in der ‚Guerre sociale' wird fast täglich gefragt, ob alle Vorbereitungen getroffen seien, um das französische Expeditionsheer bei Saloniki vor einer Katastrophe zu bewahren.

Essad Pascha verpflegt die serbischen Heeresreste.

Essad Pascha traf nach rumänischen Meldungen mit dem serbischen Generalstab Vereinbarungen hinsichtlich der Verpflegung der nach Albanien geflüchteten serbischen Truppen. Die Serben werden in Kasernen untergebracht. Die requirierten Lebensmittel bezahlen sie mit Bargeld. Von Italien gehen viele Lebensmittel nach Albanien, die sowohl für die Serben, als auch für die notleidende albanische Bevölkerung bestimmt sind.

*

Trübe Aussichten an den Dardanellen.

Aus Konstantinopel in Sofia eintreffende Nachrichten stimmen darin überein, daß infolge der lebhaften Tätigkeit der türkischen Truppen die Lage des Expeditionsheeres täglich schlechter wird. Das Winterwetter verhindert den Abzug. Sämtliche Hafenanlagen, deren Einrichtung Monate in Anspruch nahm, sind überschwemmt oder gänzlich vernichtet. Die Verpflegung erfordert die größte Mühe. Nach der ‚Kölnischen Zeitung' hat an den Dardanellen ein neuer Angriff der Engländer begonnen. Man hält diesen Vorstoß indes türkischerseits für einen Bluff.

*

Das immer fernere Bagdad.

In einem Leitartikel über die Kriegsereignisse in Mesopotamien, in dem sie die verschiedenen einander zum Teil widersprechenden Berichte vergleichen, gelangen die ‚Times' zu dem Schluß, daß die englischen Truppen zwar am ersten Gefechtstage die Schlacht von Ktesiphon gewannen, aber nicht imstande waren, die Stellungen zu behaupten. Drei Tage seien die Engländer durch eine sehr große Übermacht zurückgetrieben worden. Jetzt stünden sie genau 100 Meilen von Bagdad, und obwohl anzunehmen sei, daß Verstärkungen zur Verfügung stehen, müsse das englische Publikum doch einsehen, daß noch geraume Zeit verstreichen werde, ehe die englischen Soldaten die Minaretts der Khalifenstadt zu Gesicht bekommen würden. — Hier wird die Niederlage bei Bagdads schon ziemlich unverhüllt zugegeben.

*

Eine russische Schlappe in Persien.

Der Vertreter der türkischen Agentur Milli in Bagdad meldet, daß die durch den persischen Nationalausschuß aufgestellte Miliz zwischen Hamadan und Kaswin russische Streitkräfte, die auf 5000 Mann geschätzt wurden, angegriffen, 1000 Mann getötet und die übrigen in die Flucht geschlagen habe. Die glänzenden Erfolge, die die türkischen Truppen im Irak über die Engländer errungen haben, haben in Persien große Freude erregt. (Kaswin liegt 150 Kilometer westlich von Teheran südlich des Kaspischen Meeres.)

Bei den Falklandsinseln.

Ein Erinnerungsblatt.

Der 8. Dezember 1914 wird für alle Zeiten eins der erhebendsten Ruhmesblätter in der Heldengeschichte der deutschen Marine bleiben. An diesem Tage fand unser Kreuzergeschwader, das seit Eröffnung des Weltkrieges ohne jeden Zusammenhang mit der Heimat, ohne Stützpunkte und Versorgungsmöglichkeit dem Untergang geweiht war, nach einer ruhmreichen Schlacht auf der Höhe der Falklandinseln sein Ende in den Fluten des Weltmeeres. Nachdem der Chef unseres Geschwaders, Vizeadmiral Graf Spee am 1. November 1914 einen großen Sieg über die englische Flotte unter Craddok bei Coronel errungen und die beiden Panzerkreuzer „Monmouth" und „Good Hope" in den Grund gebohrt hatte, sahen die Engländer ein, daß sie bei Gleichheit der Kräfte gegen unser Kreuzergeschwader nur wenig ausrichten konnten. Sie verstärkten darum ihr Geschwader um die zwei gewaltigen Panzerkreuzer „Invencible" und „Inflexible", die vereint mit „Canopus", „Carnarvon", „Cormwall", „Kent", „Glasgow" und „Bristol" unser Kreuzergeschwader, das ihnen schon so großen Schaden zugefügt hatte, unter allen Umständen stellen und vernichten sollten.

Noch nicht zufrieden mit ihrer ungeheuren Übermacht, wurden noch japanische Kriegsschiffe zur Hilfeleistung herangezogen. Es standen den geringen deutschen Streitkräften, die aus „Scharnhorst", „Gneisenau", „Dresden", „Leipzig" und „Nürnberg" bestanden, also sowohl durch ihre Zahl, wie durch ihre Größe, Geschwindigkeit und Bestückung bei weitem überlegene Streitkräfte gegenüber, als Vizeadmiral Graf Spee am 8. Dezember 8 Uhr frühmorgens die englische Flotte angrif. Graf Spee hatte nur die 6 Schiffe ohne „Invencible" und „Inflexible" erwartet. Er wollte den Kampf beginnen, trotzdem die englische Flotte auch in dieser Zusammensetzung ihm überlegen war.

Aber die Schlacht bei Coronel hatte gezeigt, daß die zahlenmäßige Überlegenheit gegenüber einem kühnen Angriffsgeist und einer guten Ausbildung nur wenig besagt. Als die „Gneisenau" bei der Aufklärung feststellte, daß die Anzahl der Schiffe bei weitem größer war, und die Übermacht der Engländer ganz ungeheuer wurde, beabsichtigte Graf Spee trotzdem, mit „Scharnhorst" und „Gneisenau" den Kampf allein aufzunehmen, um die kleinen Kreuzer zu retten. Es standen unseren schwachen Streitkräften nun nicht weniger als zwanzig 30,5-Zentimeter-Geschütze außer allen übrigen gegenüber.

Trotz dieser ungleichen Verteilung der Kräfte dauerte die Schlacht mehr als 3 Stunden. Unsere Schiffe kämpften wie die Löwen. Als „Scharnhorst" und „Gneisenau" den Kampf nicht fortsetzen konnten, weil ihnen die Munition ausgegangen war, versanken sie. Die Besatzung hatte sich auf dem Achterdeck versammelt und sang die „Wacht am Rhein". Von Übergabe wollten sie alle nichts wissen. Ähnlich war der Heldenuntergang der „Leipzig". Nachdem sie sich mehrere Stunden lang gegen eine vierfache Übermacht verteidigt hatte und in Brand geschossen war, weigerte auch sie sich, im letzten Augenblick sich zu übergeben. Als sie schon kieloben schwamm, kletterte noch ein Matrose hinauf, schwang einen Augenblick eine deutsche Flagge und ging dann mit seinem Kriegsschiff zusammen unter. Sogar die Engländer hatten für solchen Heldentod nur Worte des Staunens und der Bewunderung. Alle Schiffe schossen bis zum Untergang, wenn sie noch über Munition verfügten.

Eine ausländische Zeitung ‚Esperini' schrieb damals zu dem Ausgange der Schlacht folgendes: „Solcher Heldenmut, der wirklich einzig in der Geschichte der Völker dasteht, eine solche wahrhaft epische Tapferkeit, eine so große und unbeugsame Manneszucht wird mit Recht bewundert und besungen, nicht bloß von der ganzen neutralen Welt, sondern auch von den Feinden Deutschlands, die heut kämpfen, um es zu zertrümmern. Die deutschen Matrosen wußten, wie man handelnd, moralisch nicht unbedeutend, unbesiegt, stolz in den Tod geht. . . ."

Die Verluste der Engländer in der Schlacht waren nicht unbedeutend, wenn auch darüber strengstes Stillschweigen beobachtet wurde. Wir wissen aber, daß England seine Verluste stets verschweigt. Und außerdem wurde nachher mitgeteilt, daß sich mehrere englische Kriegsschiffe in Gibraltar zur Ausbesserung befinden. Die Treffsicherheit unserer Schiffe hat dafür gesorgt, daß dieser „Sieg" den Engländern teuer zu stehen kam. Die Art aber, wie unser Geschwader unterging, ist ein so großer moralischer Erfolg unserer Marine, daß wir den Verlust zwar stets wegen den untergegangenen Helden schmerzlich empfinden werden, daß aber dieser Tag doch für alle Zeiten zu den stolzesten Ereignissen der deutschen Geschichte gehören wird.

(Genehmigt vom Reichsmarineamt.)

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Bei der zweiten Lesung des Gesetzes betreffend Sicherstellung der Besteuerung der Kriegsgewinne im Hauptausschuß des Reichstages stellte der Staatssekretär des Reichsschatzamtes fest, daß das vorliegende Gesetz lediglich ein Sperrgesetz für Aktien- und andere Gesellschaften zur Sicherung der späteren Kriegsgewinnabgabe sei. Dem kommenden Besteuerungsgesetz für Kriegsgewinne solle damit keineswegs vorgegriffen werden. Es sollen also, entgegen der Auffassung weiter Kreise durch das kommende Gesetz auch die physischen Personen getroffen werden. Bei der Besprechung verschiedener Petitionen hob der Staatssekretär hervor, daß selbstverständlich auch im zweiten und dritten Kriegsjahr die Zuwendungen an Angestellte und Arbeiter soweit sie nicht besondere Rücklagen darstellten, von dem Sperrgesetz nicht getroffen werden.

Österreich-Ungarn.

* Im ungarischen Abgeordnetenhause erörterte Graf Andrassy die Möglichkeit des Friedensschlusses und führte dabei aus, daß es menschliche Pflicht sei, den Frieden zu schließen, sobald es möglich sei. „Aber," so fuhr der Redner fort, „mich hält von jeder Friedensaktion der Umstand zurück, daß ich leider auf der anderen Seite kein Anzeichen bemerke, daß derzeit der Friedensschluß möglich wäre. Alle Zeichen weisen vielmehr darauf hin, daß unsere Gegner sich in das gegenwärtige Ergebnis des Krieges noch nicht gefügt haben, daß sie alles aufbieten, um vielleicht denn doch das Kriegsglück noch zu wenden und daß die Erklärungen des französischen Ministerpräsidenten und die Äußerungen im englischen Unterhause für den Friedensschluß unter den gegebenen Verhältnissen geringe Wahrscheinlichkeit bieten."

England.

* Londoner Blätter veröffentlichen das Abkommen, wonach sich England, Frankreich, Rußland, Italien und Japan verpflichten, einzeln in diesem Kriege nicht Frieden zu schließen. — Serbien, Montenegro und Belgien haben sich dem Abkommen also nicht angeschlossen. — Die in dem Vertrage enthaltene Bestimmung,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0001

daß sich seine Unterzeichner verpflichteten, sich vorher über jede von ihnen zu stellende Friedensbedingung untereinander zu einigen, wird bei der Meinungsverschiedenheit der Vertragschließenden über die Kriegsziele, wenn er befolgt wird, jede Friedensverhandlung fast unmöglich machen und ist voraussichtlich auf das Mißtrauen Italiens zurückzuführen, das fürchtete, seine nationalen Forderungen und seine Balkanwünsche könnten von seinen Verbündeten nicht berücksichtigt werden.

Schweiz.

* Wie das ‚Berner Tagblatt' berichtet, werden in Italien etwa 1200 Schweizer Eisenbahnwagen zurückgehalten, was ungefähr den zehnten Teil des gesamten rollenden Materials der Schweiz ausmacht. Trotz aller Vorhaltungen des Bundesrats konnten die Wagen bisher von Italien nicht wiedererlangt werden. Italien schließt sich also in dem Verhalten gegenüber der Schweiz in würdiger Weise seinem Bundesgenossen Frankreich an.

Spanien.

* In der Kammer brachten die Parteien der Minderheit den Antrag ein, die wirtschaftlichen Fragen vor den militärischen zu beraten. Ministerpräsident Dato lehnte den Antrag ab, verließ die Kammer und begab sich zum König, um den Rücktritt des Kabinetts zu unterbreiten. Bei Bewertung dieser Nachricht muß man bedenken, daß es sich um eine Vierverbandmeldung handelt. Der Vierverband wünscht aber nichts sehnlicher, als den Grafen Romanones, der den an sich belanglosen Antrag begründete, an Stelle des Ministerpräsidenten Dato zu sehen.

Rußland.

* Die rückschrittlichen Elemente gewinnen im Zarenreiche immer mehr die Oberhand. Sie verlangen nicht allein keine Einberufung der Duma, sondern auch Beseitigung der Konstitution und Bestrafung der Blockmitglieder als Revolutionäre mit der Begründung, daß sie sich die Rechte des Zaren aneignen wollten. Die gesamte Presse, ausgenommen die Organe der echtrussischen Leute, verfolgt sehr beunruhigt diese Strömung. Im Volke herrscht, hervorgerufen durch den politischen Druck und die Teuerung, nervöse Spannung.

* Die russische Presse äußert sich sehr beunruhigt über die rumänische Thronrede, in der das Blatt die Versicherung der andauernden Neutralität vermißt. Rumänien scheine, so meinen die Blätter, die Balkanerfolge der Mittelmächte zu überschätzen und wolle sich vermutlich demjenigen anschließen, der ihm die sichersten Aussichten im Kriege zu haben scheine. Deshalb werde die Entscheidung Rumäniens viel schicksalsschwerer sein als die Griechenlands.

Asien.

* In Schanghai fand auf dem chinesischen Kreuzer „Chaoho" eine Meuterei statt. Der Kreuzer feuerte auf das Arsenal. Während der Beschießung konnten die anderen Kriegsschiffe angeblich nicht eingreifen, weil die europäischen Niederlassungen dadurch gefährdet worden wären. Die Meuterer hofften auf Unterstützung vom Lande; denn es wird berichtet, daß auch ein Angriff mit Kanonen zu Lande durch das Feuer des Arsenals zurückgewiesen wurde. „Chaoho" kam nach kurzem Kampf wieder in die Macht der Regierung.

Volkswirtschaftliches.

Zurückstellungen Militärpflichtiger. An eine Handelskammer ist, wie die ‚Kreuz-Zeitung' berichtet, nachstehende Mitteilung des preußischen Kriegsministeriums (Allgemeines Kriegsdepartement) ergangen: Das Departement hat davon Kenntnis erhalten, daß die Voraussetzung für Zurückstellungen Militärpflichtiger vielfach dann als gegeben erachtet wird, wenn deren Abwesenheit vom Betrieb dessen Stillegung zur Folge haben würde; in diesem Falle läge stets ein öffentliches Interesse für die Zurückstellung vor. Das Departement würde gern diesem Standpunkt zustimmen, wenn es die zwingenden militärischen Interessen zuließen. Danach kann aber ein öffentliches Interesse nur dann als bestehend erachtet werden, wenn es sich um einen Betrieb handelt, dessen Arbeiten zur Herstellung des Bedarfs für die Bewaffnung, Ausrüstung, Bekleidung, Ernährung und Unterbringung der Wehrmacht des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten sowie zur Erhaltung des gesamten deutschen Volkes und Wirtschaftslebens erforderlich sind. Der Umstand, zum Beispiel, daß durch das Erlöschen einer Spielwaren-, Schmuckwaren- oder Musikinstrumentenfabrik Arbeiter in großer Zahl brotlos würden, bedingt nur dann ein öffentliches Interesse, wenn es den Arbeitern nach Lage des Arbeitsmarktes in absehbarer Zeit nicht möglich sein sollte, durch Übernahme von Kriegsarbeit die notwendigen Mittel zum Lebensunterhalt zu gewinnen.

Auszahlungen von Vergütungen für Kriegsleistungen. Die nicht selten erheblichen Verzögerungen, mit denen die Vergütung für Kriegsleistungen — Gewährung von Quartier und Verpflegung an die Truppen, Lieferung von Fourage, Gestellung von Vorspann usw. — an die Forderungsberechtigten zur Auszahlung gelangen, haben vielfach zu lebhaften Klagen geführt. So berechtigt an sich der Wunsch der Forderungsberechtigten ist, bald in den Besitz der ihnen zustehenden Entschädigung zu gelangen, so dürfen von ihnen, wie wir von amtlicher Seite erfahren, doch nicht die Schwierigkeiten übersehen werden, die einer raschen Auszahlung der Vergütungen entgegenstehen. Durch den Krieg ist bei allen Behörden ein so erheblicher Mangel an eingearbeitetem Beamtenpersonal und eine solche Überlastung der zurückgebliebenen Beamten entstanden, daß eine Erledigung der Geschäfte in der unter Friedensverhältnissen gewohnten Frist zur Unmöglichkeit geworden ist. Weitere Ursachen der Verzögerung sind darin zu suchen, daß es den Ortsbehörden nicht immer möglich ist, die Forderungsnachweise nebst den erforderlichen Unterlagen mit der wünschenswerten Beschleunigung aufzustellen und weiterzureichen. Eine Entschädigung für die unvermeidliche Verzögerung der Zahlung werden die Beteiligten darin erblicken können, daß ihnen das Gesetz einen Anspruch auf Zinsvergütung in Höhe von 4% des Forderungsbetrages von dem auf die Zeit der Leistung folgenden Monat ab einräumt, die zugleich mit der Forderungssumme zur Anweisung gelangt.

Griechenlands Haltung.

Nach einer Meldung aus London hatte ein Berichterstatter der ‚Times' eine Unterredung mit König Konstantin. Dieser soll angeblich erklärt haben:

Ich habe stets meine große Hochachtung vor dem englischen Volk zu erkennen gegeben, doch England scheint zu vergessen, daß ich König von Griechenland bin. Die Interessen meines Landes gehen mir über alles, es muß vor Unheil behütet werden, und dafür ist die Neutralität erforderlich. Griechenland war gerade beschäftigt, sich von zwei Kriegen zu erholen, die trotz ihres günstigen Ausganges schwere Wunden geschlagen hatten, die nur die Zeit heilen konnte. Es ist mein Wunsch, um jeden Preis zu verhüten, daß Griechenland das Unglück des europäischen Krieges teilt und ich würde nur dann zustimmen, daß mein Heer in den Krieg eingreift, wenn die Existenz Griechenlands bedroht würde. Nichtsdestoweniger bin ich persönlich in einer Weise behandelt worden, die ich bedauern muß. In Griechenland gibt es eine Partei, die stets die Teilnahme am Kriege wünschte. Sie hat die Lage niemals richtig begriffen und die Gefahren leingesehen, die eine Beteiligung beispielsweise beim Angriff auf die Dardanellen mit sich gebracht hätte.

Auch die Balkanpolitik der Verbündeten war niemals sehr deutlich umschrieben. Gesetzt den Fall, Griechenland hätte sich dem Vierverband angeschlossen und diese hätten sich dann später entschieden, weniger kräftig aufzutreten oder gar sich zurückzuziehen; was wäre dann das Los Griechenlands geworden? Es wäre der Gnade seiner Gegner ausgeliefert gewesen. Griechenland hat seine freundschaftlichen Gefühle zur Genüge dadurch gezeigt, daß es seine Eisenbahn- und Telegraphenlinien zur Verfügung der Vierverbandstruppen stellte, die in Saloniki gelandet waren. Hatte Griechenland durch die Genehmigung der Landung und des Durchzuges der Truppen der Verbündeten nicht bereits seine Neutralität eigentlich aufgegeben und sich gleichen Wünschen der Mittelmächte und Bulgarien ausgesetzt? Wäre es darum nicht besser gewesen, mit etwas mehr Vertrauen hinsichtlich der Haltung Griechenland zu zeigen, das nunmehr das Opfer einer anderswo mißglückten Politik werden soll?

Der König gab dann weiter eine Auslegung des griechisch-serbischen Vertrages, der nur auf einen Balkankrieg Bezug hatte und dann Geltung haben sollte, wenn eines der beiden beteiligten Länder von Bulgarien allein angegriffen worden wäre. Der Sinn des Vertrages sei niemals dahin gegangen, ihn in Kraft treten zu lassen für den Fall, daß Serbien von den großen Militärmächten Europas angegriffen würde. Der König betonte ausdrücklich, daß ein Vertrag zwischen Bulgarien und Griechenland nicht bestehe, und bemerkte dann noch:

Die heutige Lage ist in wenigen Worten zusammenzufassen: Die Verbündeten haben einzelne Wünsche geäußert hinsichtlich der griechischen Truppen in Mazedonien. Wir haben auf alle Punkte geantwortet und die freundschaftlichen Versicherungen gegeben, so daß die Verbündeten keine Furcht zu haben brauchen, Griechenland werde etwas zu ihrem Nachteile unternehmen. Aber bevor wir uns binden und unwiderruflich unser Programm festlegen, wünschten wir das Programm kennen zu lernen, das die Verbündeten für sich selbst aufgestellt haben. Ein solches ist uns bisher noch nicht zugegangen. Ist es gerecht, Griechenland unter solchen Umständen zu zwingen, Maßregeln von der größten politischen und strategischen Bedeutung zu treffen und es aufzufordern, Truppen nach anderen Gegenden zu senden, solange die Verbündeten sich noch nicht entschlossen haben, das von ihnen besetzte Gebiet zu räumen. Griechenland muß die endgültigen Pläne des Vierverbandes kennen, und wie diese auch beschaffen sein mögen, an seiner Neutralität festhalten.

Von Nah und fern.

Schnellzugsverkehr Berlin—Konstantinopel. Auf der Eisenbahnkonferenz in Temesvar, die vom 2. bis 4. Dezember stattfand, wurde eine Einigung darüber erzielt, daß vom 1. Januar 1916 ab zunächst wöchentlich zweimal Expreßzüge zwischen Berlin und Konstantinopel, sowie München und Konstantinopel verkehren sollen. Die neuen Züge sollen die Namen ‚Balkanzüge" führen. Die Züge von und nach Berlin werden an den gleichen Tagen sowohl über Oderberg—Budapest als auch über Dresden—Teschen—Wien geführt. Die Züge von und nach Bayern werden in Wien-Ostbahnhof an die Berlin—Wiener Züge anschließen. Die Vereinigung und Trennung der Züge, die einerseits über Oderberg, anderseits über Wien laufen, findet in der Station Galanta (auf der Strecke Wien—Marchegg—Budapest) statt.

Butterüberfluß? Ein Reisender, der aus Süddeutschland nach der Reichshauptstadt zurückgekehrt ist, erzählt einem Berliner Blatte: „Ich komme aus Gegenden, auf die der von dem Staatssekretär des Innern geprägte Ausdruck „Überschußbezirke" durchaus zutrifft. In Württemberg merkte ich dies nur daran, daß dem Gaste zum Frühstück eine sehr reiche Portion Butter vorzüglicher Art verabreicht wurde, in Bayern aber herrscht ganz unbedingt Butterüberfluß. Soviel ich weiß, hat Bayern ein Butterausfuhrverbot erlassen. Da es nun auch den Milchgebrauch eingeschränkt hat — nach neun Uhr vormittags gibt es keine Milch zu Kaffee mehr — so wissen die Bauern nicht mehr, wohin mit der Butter. In Bad Tölz z. B. wird beste Butter mit 1,50 M. das Pfund angeboten, ohne Abnehmer zu finden."

Die Sprotten kommen! In Herbst eines jeden Jahres kommen große Sprottenzüge an die West- und Ostküste Schleswig-Holsteins. Man erwartete die diesmaligen Sprottenschwärme im Oktober, doch blieben sie heuer, namentlich in den dithmarschen Küstengewässern, aus, wenigstens fehlte der sonstige Massenfang der Tiere. In solchen Fällen setzte der Deutsche Seefischereiverein Prämien von 500, 300 und 200 Mark aus, um die Nordseefischer zu veranlassen, auf die Suche nach den Sprotten ins Meer hinaus zu fahren. Vor einigen Tagen wurden diese Nachstellungen von Finkenwärder Fischern unternommen, und die erste Ausbeute der Fänge war sehr befriedigend; es wurden von sechs Fischerkuttern über 40 Zentner Sprotten gefangen. Für den Hauptfang von 2500 Pfund erhält ein Finkenwärder Fischerkutter den ersten Preis von 500 Mark. Der erste Fang bestand aus ausgesucht schönen, großen Tieren.

Ausbau des Donau-Oderkanals. Der Breslauer Schiffahrtsverein und der Schlesische Provinzialverein für Fluß- und Kanalschiffahrt haben beschlossen, Bittschriften auf baldige Verwirklichung des Donau-Oderkanals an den Reichskanzler zu richten. Der Bau dieses Kanals wird von Interessentenkreisen schon seit vielen Jahren lebhaft gewünscht.

Der Christusdarsteller vom Oberammergau nicht gefallen. Wie aus München berichtet wird, ist die Nachricht, daß der Christusdarsteller der Oberammergauer Passionsspiele Lang gefallen sei, falsch. Beide Anton Lang sind nicht im Krieg.

Einen weiblichen Organisten hat das pommersche Städtchen Kallies aufzuweisen, wo Fräulein Elfe Müller seit Oktober v. Js. im Alter von 15 Jahren mit guter Fertigkeit in allen Gottesdiensten die Orgel spielt. In denselben Gottesdiensten leitet der Vater, Buchdrucker Paul Müller, den Kirchenchor, in dem Schwester und Großvater mitsingen.

Vom französischen Militärbefreiungsskandal. Der Maire von Enguialès in Frankreich, der durch falsche Zeugnisse die Befreiung einer Anzahl Familienväter vom Militärdienst erwirkt hatte, wurde vom Kriegsgericht in Montpellier zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Nordischer Winter. In Dalarne herrscht die strengste Kälte seit Menschengedenken. Von einzelnen Orten Schwedens wurden in den letzten Tagen 38 Grad Kälte gemeldet. Auch Haparanda hatte über 30 Grad, Stockholm 23 Grad Kälte. In Norwegen haben zahlreiche Lawinen schweren Schaden angerichtet, unter anderem in der Gegend von Jetunheimen große Rentierherden vernichtet.

„Fort mit Ford! . . ."

Gegen die amerikanischen Friedensvermittler.

Die Engländer begnügen sich nicht mehr damit, die öffentliche Meinung in anderen Ländern durch Verbreitung falscher Nachrichten, Überredung oder Lockspeisen in ihrem Sinne zu beeinflussen, sie ziehen auch direkt gegen jene nichtenglischen Persönlichkeiten zu Felde, die es wagen, nicht die Partei der Verbündeten zu ergreifen. So bedeutet seit einigen Tagen der Name des Amerikaners Ford das rote Tuch für jeden braven, national gesinnten Engländer. Herr Ford, der Besitzer der größten Automobilfabrik in den Ver. Staaten und der auch auf dem Kontinent über eine ganze Anzahl von Fabrik- und Verkaufsfilialen seiner Kraftwagen verfügt, hat es gewagt, seiner Abneigung gegen die amerikanische Unterstützung der Verbündeten unverhohlen Ausdruck zu verleihen. Er hat die Kriegsanleihe der Engländer und Franzosen in Amerika als ein in jeder Weise abzulehnendes Unternehmen bezeichnet und bekanntgegeben, daß er denjenigen Banken, die an der Anleihe beteiligt sind, seiner Gelder entziehe.

Diese Äußerung des überseeischen Automobilkönigs hat in der amerikanischen Presse Sensation gemacht und mit Blitzesschnelle ihren Weg in die Spalten der Londoner Zeitungen gefunden. Sofort regnete es von allen Seiten eine Unzahl wenig höflicher Zuschriften, und die Londoner Presse bläst in die Protestfanfare. Die ‚Daily Mail' hat der Gesellschaft des Herrn Ford alle Reklame- und Geschäftsanzeigen gekündigt, und andere Blätter sind — unter dem Druck der Öffentlichkeit — ihrem Beispiel gefolgt. Sie erklären, daß sie alles tun müßten, um den Verkauf von Ford-Automobilen in England zu schädigen und daß sie erst wieder Reklameanzeigen aufnehmen würden, wenn Herr Ford ein pater peccavi ausgesprochen und seine Sympathie für die edle Sache der Alliierten erklärt habe.

Die Zeitschrift ‚Draper's Record" ging sogar so weit, von der englischen Filiale der Ford-Werke genaue Auskünfte über die politische Haltung des Herrn Ford, über seine und seiner Geldleute Ansichten und Äußerungen, sowie über die Herkunft der in der Ford-Gesellschaft investierten Kapitalien zu fordern. Die Antwort,

Goldene Schranken.

15] Roman von M. Diers.

(Fortsetzung.)

Frau Sehling lachte grell auf. Die Person war ja verrückt in ihrer Anmaßung. Aber in diesem Lachen stieg doch schon ein leises Bedenken in ihr auf. Hugo mußte es wirklich arg getrieben haben. Sie kannte ihn ja, er war ein toller Schlingel. Manche Ungelegenheit hatte er ihr und ihrem Manne schon gemacht, sie verlangte wirklich nicht noch mehr. Und das empfindsame Fräulein sah ganz danach aus, daß sie womöglich Gericht und Polizei in Bewegung setzen würde, um ihre Tugend zu wahren.

„Aus dieser einen — entschuldigen Sie — verschrobenen Bemerkung sehe ich schon zur Genüge, wie wir mit Ihnen daran sind. Da ist natürlich sofortige Lösung das Beste für beide Parteien. Und das zwar so bald wie möglich. Aber den einen Rat nehmen Sie von einer erfahrenen Frau mit sich, liebes Fräulein: Für Ihre Stellung im Leben gehört sich weder der hohe Ton, den Sie anschlagen, noch die hohe Auffassung von sich selbst. Bei dieser — ich muß es Ihnen offen sagen: ein bißchen lächerlichen Ängstlichkeit für sich und Ihr Wohl könnten Sie eines Tages bei minder nachsichtigen Prinzipalen sehr unangenehme Erfahrungen machen."

Magdalene wollte nicht ganz in Hohn und Zorn scheiden. Die eine Erwiderung gab sie ihr noch. „Ich weiß, daß mein Leben nicht leicht ist, und gerade darum muß ich doppelt feststehen," sagte sie mit gelassener Freundlichkeit. Nun, da sie ging, erfüllte sie doch jene leise Wehmut, die keinem warm empfindenden Menschen auch wenn er widrige Verhältnisse verläßt, fremd ist. Als keine Antwort kam, ging sie hinaus und auf ihr Zimmer, um ihren Koffer zu packen.

Ja, das war nun vorbei. Ein volles Jahr hatte sie in diesem Hause gelebt, gekämpft und manche schwere Stunde durchlitten. Trotz allem — sie fühlte es in dieser Scheidestunde, wie sie auch hier erst ihre Wurzeln herausziehen mußte. Was würde aus den Kindern werden, wenn sie ging? Konnte eine neue hier mehr erreichen? Und wenn sie die höchste pädagogische Kraft gewesen wäre, unter diesen Verhältnissen wäre sie lahm gelegt.

Ihr Blick ging durch das Stübchen. Es war ihr Heim gewesen so viele Monate hindurch. Wohin sollte sie jetzt? Sie war stellenlos — mit einem Schlage.

Als sie mit Packen fertig war, ging sie hinüber zu Fräulein von Kleist. Die Ruhe, die vorhin ihr Tun geleitet hatte, war gewichen. Und als sie die gütigen, fragenden Augen sah, da brach die Erregung durch; aufschluchzend warf sie sich neben dem Ruhebett von Fräulein Kleist in die Knie und erzählte ihr das Vorgefallene.

Da ging ein lichter Schein über das müde, alte Gesicht. „Sie bleiben bei mir, Kind," sagte sie. „Ich brauche Sie vielleicht nötiger als die Kinder drüben Sie brauchten. Wollen Sie das? Wollen Sie meine Gefährtin sein, meine liebe, sonnige Gesellschaft in den langen, trüben Lebenstagen? Wird es Ihnen nicht zu viel werden, zu schwer, zu einförmig?"

Nun begann für Magdalene eine schöne Zeit. Der einzige Übelstand, den sie gefürchtet hatte ein häufiges Zusammentreffen mit der Familie Sehling, erwies sich nicht so schlimm. Frau Sehling sah sie nie, diese verließ das Haus eigentlich nur in der Equipage. Die Kinder aber mit dem ausgeprägten Widerspruchsgeist ihrer Jahre warfen sich ihr, so oft sie sie sahen, mit stürmischen Zärtlichkeiten in die Arme, und beschworen sie, zurückzukehren; die Neue sei lange, lange nicht so nett. Die sprächen nie mit ihnen und in den Stunden habe sie stets andere Dinge vor und ließe sie nur abschreiben und langweilige Sachen arbeiten.

Die Neue war ein bildhübsches Mädchen, tadellos frisiert und stets in modernster Kleidung. Sie nahm ihre Stellung sichtlich nicht so schwer, wie Magda es getan hatte, wie sie aus kleinen Bemerkungen der Kinder entnehmen konnte.

Diesmal war der Ausblick in die großen Ferien etwas, wovor sie ein Bangen empfand. Und die lebensprächtige Freude, die wieder und wieder dies Bangen durchbrach, konnte nie mehr die unbesangene, kindische frohe Form annehmen wie einst.

Ja, es kamen Stunden, in denen sie es für fast unmöglich hielt, diesmal der Einladung nach Seefeld zu folgen. Und ohne sich selbst über die Gründe ganz klar zu sein und klar werden zu wollen, bat sie Fräulein von Kleist, mit ihr die diesjährige Badereise machen zu dürfen.

Aber mochte die alte Dame es im Grund ihres Herzens selber noch so sehr wünschen, ihre lebensvolle Teilnahme an anderer Geschick war zu stark in ihr, so daß ihr eigenes Wünschen kaum recht zum Bewußtsein kam. Sie befahl ihrer jungen Gesellschafterin geradezu, fortzugehen, und drängte sie förmlich mit Ungeduld von sich. Und so kamen langsam die Tage heran, an denen sie ihn wieder sehen sollte.

Der Frühling ging in den Sommer über, man hatte viele schöne Tage. Alle die sonnige, klingende Sommerlust füllte Magdalenens Herz. In den Frühkonzerten, die sie oft mit Fräulein von Kleist besuchte, unter dem Flüstern der hohen Bäume, unter dem Rauschen der Musikklänge überkam sie oft so überstark der Jubel ihres jungen Herzens, daß sie meinte, ihn kaum mehr tragen zu können.

Diesesmal fand sie wieder die ganze jugendliche Gesellschaft vor, sogar noch um ein paar fremde Gesichter vermehrt. Ada und Hanna, der lange Mediziner mit einem Freunde, der kleine Braun, der seine Schwester, sein ganzes Ebenbild, mitgebracht hatte. Magda wurde voll Freude begrüßt.

Schon am ersten Tage sagte sie sich, heute müsse er kommen. Ihr Herz zitterte, wenn der bloße Gedanke seiner Nähe ihn überkam. Sie nahm sich bestimmte Worte vor, die sie zu ihm sagen wollte, ganz einfache, gewöhnliche — lernte sie sich förmlich ein, denn ohne das — das wußte sie — wäre sie ihm vielleicht vollständig fassungslos entgegengetreten.

Als der erste Abend kam, ging es wie ein Aufatmen durch ihren Sinn. Jetzt kommt er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0002

die auf diese zarte Anfrage erfolgte, ließ nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig: „Wir sind gern bereit, Ihnen die gewünschten Antworten zu erteilen, wenn Sie uns zuvor eine Liste der Besitzer und Leiter Ihres Blattes, eine Angabe der Nationalität der bei Ihnen Beteiligten, sowie die politischen, privaten, familiären und religiösen Haltungen Ihrer Aktionäre und Redakteure vorlegen wollen." Demnach hat Herr Ford, nicht die geringste Lust, den Londoner Herausforderungen nachzugeben und — im Sinne der Engländer — aus einem Saulus ein Paulus zu werden.

Im dunkien London.

— Immer noch Zeppelingefahr! —

Die als Schutzmaßregel gegen die Zeppelinangriffe allabendlich über London verhängte Dunkelheit scheint die im Finstern umhertappenden Londoner bereits in solchem Maße mißvergnügt und nervös gemacht zu haben, daß man, wie die „Daily Mail" ausführt, nachgerade von einer neuen Krankheit, einem Dunkelheits-Nervenleiden, sprechen kann. Darum sind ideenreiche Leute auf den Einfall gekommen, sog. Nichttreffen zu unternehmen, d. h. Erholungsfahrten nach den Städten Mittelenglands, in denen die Nacht noch nicht undurchdringlich und unbeleuchtet über die arme Menschlichkeit gebietet. Daß eine solche Erholungsreise kein Witz, sondern schon ein ernsteres Bedürfnis geworden ist, beweist der galgenhumoristische Bericht, den ein „erholter" Londoner veröffentlicht:

„Nach einem Aufenthalt von drei Tagen und Nächten," heißt es, „in einer Stadt Mittelenglands, die nicht von den Zeppelinen bedroht und darum ebenso hell beleuchtet ist wie im Frieden, bin ich um 20 Jahre jünger geworden! Mein Haar ist nicht mehr grau, wie vor meiner Abreise, ich bin munter und frisch wie vor der Zeit der ägyptischen Finsternis. Ich habe mich drei Nächte lang in den berückenden, beseligenden Lichtfluten himmlischer elektrischer Lampen und Gaslaternen erholt und gebadet. Ich kann mich in meinem ganzen Leben keiner Ferienzeit entsinnen, die mich mehr beglückt und mir wohler getan hätte. Kein Arzt hat mir diese kleine Stadt empfohlen, und da wohl auch in Zukunft kein Arzt auf diesen Einfall kommen würde, will ich selbst meinen Mitmenschen durch diesen Bericht dienen.

Es ist eine wenig hübsche kleine Stadt, und ich hatte mir, als ich aus Geschäftsgründen hinreisen mußte, auch wenig Hübsches von meinem dortigen Aufenthalt versprochen. Doch bereits als ich am Abend meiner Ankunft von dem Bahnhof nach meinem Hotel fuhr, fühlte ich mich auf die wunderbarste Weise neu belebt. Denn — denkt euch: alle Straßen waren hell erleuchtet, die Schaufenster der Geschäftsläden strahlten von Licht. Ja, wahrhaftig, es war so hell, daß man jeden Menschen auf der Straße deutlich erkennen und ihm sogar ins Gesicht blicken konnte. Ich traute kaum meinen Augen vor diesem Wunderanblick. Man brauchte auf den Fußsteigen nicht die Häuserwände abzutasten; um die Richtung beizubehalten, man stieß sich nicht an Pfeilern oder sonstigen Hindernissen die Stirn voller Beulen, man wurde nicht in einem ratlosen Knäuel eingekeilt, man stolperte nicht über hilflose Mitbürger und begab sich beim Übersetzen der Fahrdämme nicht in drohende Lebensgefahr. Mit einem Wort: es war wie ein wunderbarer Traum, eine helle, erleuchtete Welt. Mir war zumute, als spazierte ich in der warmen südlichen Sonne der Riviera dahin. Für uns im beängstigendem Dunkel umherirrende Londoner bedeutet der Aufenthalt in einer beleuchteten Kleinstadt gegenwärtig die beste und wichtigste Kur."

Gerichtshalle.

Metz. Bei der Familie des wohlhabenden Mühlenbesitzers M. Tillement in Metz erregte es vor beinahe zwei Jahren keinen geringen Schrecken, als ein dreijähriges Söhnchen der Familie plötzlich fehlte und mit ihm dessen Kinderfräulein Gabriele Ferber aus Krefeld, wie sie sich nannte, während ihr wirklicher Name Selma Gobas war. Außerdem vermißte man Schmuckſachen im Werte von 50 000 Mk. Durch ein nichtunterzeichnetes Telegramm aus Mainz gelangte die Familie wieder in den Besitz des Kindes, das die Ferber dort zurückgelassen hatte. Die Ferber reiste über Köln und Brüssel, wo sie die Schmuckgegenstände verkaufte nach London und wurde dort bei Kriegsausbruch von der englischen Regierung über Holland nach Deutschland abgeschoben. Wegen Kindesentführung und Diebstahl stand sie vor der Strafkammer, wurde vom ersten Vergehen freigesprochen, aber wegen Diebstahls zu zwei Jahren Gefängnis unter Anrechnung von sechs Monaten Untersuchungshaft verurteilt.

Hamburg. Das Jugendgericht verhandelte gegen die am 23. Juli 1898 in Hamburg geborene Martha Koop und gegen die am 4. März 1900 ebenfalls in Hamburg geborene Henny Wiechmann wegen Totschlags. Beide haben am 14. Juni 1915 die Händlerin Bethling in deren Wohnung in der Elsastraße ermordet und beraubt. Das Urteil lautete gegen Martha Koop auf 15 Jahre Gefängnis und gegen die Wiechmann auf 13½ Jahre Gefängnis.

Allerhand Freudenspender.

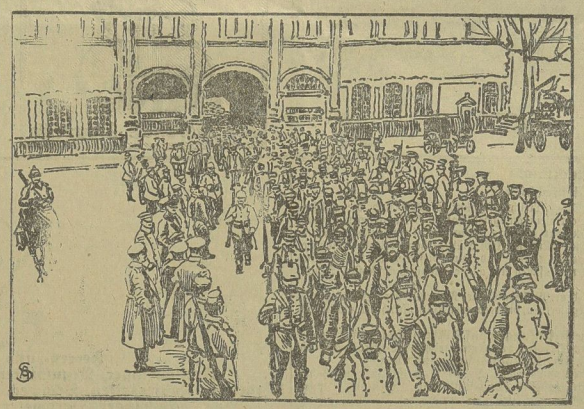
Von R. Kaulitz-Niebeck.

Die Kunst, andern eine Freude zu machen, haben viele Menschen in dieser Zeit gelernt. Nicht allemal sind es die Reichen, mit Erdengütern gesegneten, die darin so manche, hübsche Probe ablegen. Zum Freude schaffen gehört ja nicht immer Geld und Besitz, nur ein spendenfrohes, hilfsbereites Herz, ein geweckter Sinn und viel Erfindungsgabe. Die Erfindungsgabe ist fast der wertvollste Vermittler dabei. Wer herausfindet, wie er helfen, raten und schenken kann, ist ein großer Lebenskünstler. Das Schenken und Helfen hat dieser große, heiße Krieg gelehrt.

In einer engen Erkerwohnung, hinter Tüllgardinen, zwischen altertümlichem Gestühl lebt eine bejahrte Dame, sie gehört keinem zu, und keiner gehört zu ihr. Seit aber in der Stadt die feldgrauen Verwundeten weilen, hat sie Freundschaften geschlossen und großen Anhang gefunden. Ihre Schützlinge und Freunde sind die Verwundeten, und jeder neue Tag gibt ihr neue schöne Aufgaben. Von ihrem Fenster aus blickt sie in den Winkel eines Klostergartens, in dem die Genesenden herumspazieren. Als dort die ersten Verwundeten auftauchten, trugen ihre Zimmerblumen die ersten Frühlingsblüten, sie schnitt sie ab und warf sie mit einem Morgengruß einem auf Krücken gehenden Verwundeten zu. Der Mann war gerührt und beglückt über die bescheidene Blumenspende und dankte ihr in munterm Gruß. Von ihrem Fensterplatz aus hat sie viel beobachtet und manchen heimlichen Blick getan in Menschenleben.

Ein junges Paar wandelte eines Tages dort zwischen den Buchsbaumpfaden auf und nieder. Sein linker Ärmel hing leer am Körper. Sie war bleich und sehr bescheiden gekleidet. Und die Beiden sahen sich so voller Liebe an, und beim Abschiednehmen kam sie immer wieder vom Gartentor, bis wohin er sie begleitete, zurück. Das Vorgehen schien ihr schwer zu werden. „Wohl kriegsgetraut", dachte die alte Frau an ihrem Fenster und öffnete die Scheiben, rief der jungen Frau ein freundliches Wort zu und bat sie, zu ihr hinauf zu kommen. Aus dem Erstaunen der Beiden wurde Vertrauen. Das junge Kriegerpaar trat ein die Stube der Einsamen, ließ sich in einen weichen Stuhl drücken, ließ sich die Hand streicheln und sprach sich alles, was ihr Herz schwer machte, herunter. Um ihren jungen Kriegsgatten wiederzusehen, hatte sie die weite Reise unternommen, es hatte

Französische Gefangene in Lille.



Für die kriegsgefangenen Franzosen muß es ein eigentümliches, niederdrückendes Gefühl sein, wenn sie in und durch die französische Stadt Lille geführt werden. Sie sehen hier, wie fest die Deutschen Fuß gefaßt haben, daß das Land, das von uns besetzt ist, richtig und ordnungsmäßig verwaltet wird. Sie können daraus erkennen, daß es unmöglich ist, die deutschen Linien zu durchbrechen, daß sie nicht imstande sein werden, mit Waffengewalt die besetzten Landesteile zurückzugewinnen. Möglich, daß sich vielen das Herz zusammenkrampft bei solchen Beobachtungen; aber auf die Gefühle unserer Feinde brauchen wir keine Rücksicht zu nehmen, für uns ist und bleibt die Hauptsache: durchhalten und siegen.

Geldopfer gekostet. Nun wollte sie wieder heim, noch in dieser Nacht, weil sie ja keine Mittel besäß, um in ein Gasthaus zu gehen. „Sollte ich so arm sein, daß ich dieser jungen Mitschwester nicht helfen könnte?" dachte die Alte. Eine Lagerstätte für eine Nacht, oder auch für zwei Nächte, die kann ich ihr doch bieten."

So blieb die junge Frau über zwei Tage, und sie hatte die Freude, den Gatten täglich zu sehen und in seiner Gesellschaft zuzubringen. In das trauliche Stübchen der alten Dame kamen häufig die Verwundeten, besahen die alten Bilder an den Wänden, lasen Bücher, plauderten, und andere saßen ganz still und glücklich auf irgendeinem weichen Sitz, träumten von ihrem eigenen Zuhause. Was ihnen die alte, liebe Frau bot, waren keine Gaben, die sich in den Händen davontragen ließen, das war ein inneres Beschenken und Reichmachen, ein Austeilen an Herzlichkeit und Mutterkeit. Mancher, der geheilt, das Klosterlazarett verließ, drückte der Frau innig dankbar die alte mütterliche Hand.

Von einer anderen Dame erzählt man, daß sie auf allen ihren Spaziergängen im Sommer Tüten mit Blumensamen mit sich nahm und überall an den Bahnstrecken Blumensamen ausstreute, damit, wie sie sagte, unsere tapferen deutschen Brüder, wenn sie heimkehren, durch freundliche Landschaftsbilder begrüßt würden. Sie gewann auch alle ihre Bekannten für ihren Gedanken, ganz besonders aber die Schuljugend, die fleißig in Gärten und Wäldern Blumensamen sammelte und ausstreute. Eine andere Frau besserte die Wäsche der Verwundeten aus; sie fragt nicht lange, sondern packt zu wie eine sorgende Mutter. Sie hat ein allerliebstes Hündchen, das allerlei spaßige Kunststücke machen kann. Das bringt sie den Kranken, vor denen es seine drolligen Stückchen macht, und mancher in Schmerzen verzogene Mund findet sein Lächeln wieder.

Ein alter Herr, der eine wertvolle Briefmarkensammlung besitzt, besucht die Verwundeten, verschenkt an Sammler Marken und tauscht auch mit ihnen. Alle diese in der Stille wirkenden Freudenspender leitet der Gedanke, jenen, die für uns so viel getan und geopfert haben, einen kleinen Teil der Dankesschuld bescheiden abzutragen.

Vermischtes.

Soldaten-Lesestuben in der Schweiz. Eine sehr gemeinnützige Einrichtung existiert bereits seit einem Jahre in der Schweiz: es sind die in allen Ortschaften eingerichteten sogenannten Soldaten-Stuben, die sich an allen großen, kleinen und kleinsten Orten befinden, in denen sich Soldaten aufhalten müssen. Zeitungen, Zeitschriften und gute Bücher liegen in den Stuben aus, und für wenig Geld werden Tee, Kaffee, Milch, auch Fleischspeisen verabreicht. Die Soldaten-Stuben, ein Werk von Vereins- und privater Wohltätigkeit, ermöglichen den Soldaten während der freien Stunden Aufenthalt in warmen Stuben, halten sie vom Alkohol und seinen Folgen ab und fördern die Kameradschaftlichkeit.

Der Werbe-Film. Der Chronist dieses Krieges wird bei dem England gewidmeten Teil unbedingt ein eigenes Kapitel über die Rekrutenwerbung einfügen müssen. Die Anstrengungen der englischen Militärbehörden auf diesem Gebiete sind so zahlreich, daß die einzelnen Maßnahmen kaum noch der Reihe nach aufgezählt werden können. Die neueste Erfindung der Khakifänger besteht in der Ausnutzung des Films für ihre Zwecke. So hat ein Londoner Regiment sich seine Kriegsübungen verfilmen lassen. Dieser Film wandert nun in der ganzen Stadt von Kino zu Kino und wird unter den Klängen der pomphaft-gekleideten Regimentsmusik abgerollt. Die Londoner Blätter sind überzeugt, daß diese neueste Filmschöpfung ein gutes „Rekrutengeschäft" erzielen wird.

Der größte Damm der Welt. Die zur Hebung der Landwirtschaft im nordamerikanischen Staate Idaho fertiggestellten Kanalisationsanlagen sind mit einem Damm versehen, der in Länge und Höhe zweifellos das gewaltigste Bauwerk dieser Art in der Welt darstellt. Die Bewässerungsanlagen, zu deren Einrichtung und Schutz der „Arrowrock-Damm" in Idaho dient, vermögen das ganze Hinterland auch in der regenarmsten Zeit derart mit Wasser zu versorgen, daß die Landwirtschaft keinerlei Schaden in der trockenen Periode erleidet. Der „Arrowrock-Damm" ist 351 Fuß hoch. Der Grundbau, für den eine außerordentliche Stärke erforderlich war, ist 247 Fuß breit. Der Damm wird in seiner ganzen Breite, Länge und Höhe von Galerien und Tunnels durchkreuzt, die es möglich machen, jeden einzelnen Teil besonders zu untersuchen und auszubessern. Die Kosten dieses gewaltigsten Dammes der Welt betrugen, mit Einschluß des Kanalnetzes, das der Bewässerung dient, 48 Millionen Mark.

Goldene Worte.

Wer um Hohes kämpft, muß wagen! Leben gilt es oder Tod! Matthisen.

Nur großen Menschen sind große Fehler erlaubt. Spruchweisheit.

Glücklich ist, wer wunschlos ist. Riemer.

Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. Schüler.

Druck v. Arendt & Co. m. b. H., Berlin.

nicht mehr: Gott sei Dank — morgen werde ich ruhiger sein.

Aber sie war es nicht. Die Spiele, mit denen die junge Gesellschaft sich unterhielt, fesselten sie nicht mehr. Sie tat mechanisch mit, aber ihre Gedanken waren anderswo und es war ihr einerlei, wie das Spiel ging und ob ihre Partei im Vorteil war oder nicht. Bei jedem Geräusch auf dem Hof, bei jedem Klingen der Gartenpforte, bei dem Ruf der Hausfrau zuckte sie zusammen, und eine heiße Angst übergoß sie: Noch nicht! Aber wenn es dann wirklich nichts war, zog etwas Kaltes, Enttäuschtes durch ihr Herz.

So kam der zweite Abend und dann der dritte, der vierte, der fünfte. Besuch kam zu Pferde und zu Wagen, aber er war nicht dabei.

Die glückselige, bange Erwartung der ersten Tage wich einer fieberhaften, elenden Unruhe; sie erging sich in tausend Möglichkeiten und wagte doch keine Frage, war er vielleicht krank oder verreist? Wenn sie nur hätte den Mut und die Unbefangenheit gewinnen können, diese einfache Frage zu tun.

Sie war schon fast eine Woche hier, da kam Frau Baronin Klaussig von Hohen-Sülach mit Erna. Aber auch jetzt kam er nicht. Im Garten unter einer mächtigen Buche war der Kaffeetisch gedeckt. Erna trug ein weißes Kleid von sehr eleganter Machart. Magdalene schien es, als sei der Ausdruck kalten Hochmuts in ihren Zügen noch schärfer geworden — oder bildete sie es sich nur ein in der allgemeinen Steigerung ihrer Empfindungsfähigkeit?

Sie zitterte vor dem Augenblick, in dem sein Name genannt werden würde und sagte sich selbst doch fortwährend vor, wie töricht ihre Erregung sei. Wer achtete hier auf sie? Und vor allem: woher nahm sie die Begründung, das Recht, so aufgeregt zu harren?

Da kam es schon, das Gefürchtete, mitten in ihre Selbstmaßregelung hinein.

„Der Hallershauser läßt uns jetzt im Stich," sagte Frau Bertram. „Seit vierzehn Tagen war er nicht mehr hier. Ist er vielleicht krank, Frau Baronin, wissen Sie etwas von ihm?"

Statt der alten Dame antwortete Erna. Sie lachte.

„Krank? Ach, wer kann sich Hans Reuthner wohl krank vorstellen! Gestern war er noch bei uns, gesund und tüchtig eingebrannt."

„Er wird jetzt viel zu tun haben, Kind," sagte Herr Bertram. Er nimmt seine Arbeit überpflichttreu."

Erna lachte wieder. Magda wußte nicht woher es kam, in dem Lachen war etwas, was ihr ganzes Empfinden in starker, antipathischer Weise aufreizte.

„Na ja, er arbeitet tüchtig. Aber er war doch mehrere Stunden bei uns —"

„Ja, bei Ihnen," sagte Herr Bertram langgedehnt mit verschmitzten Augen.

Erna lächelte errötend und verschämt, aber der alten Baronin schien die Sache doch zu weit zu gehen.

„Sie mißverstehen meine Tochter, Herr Bertram. Natürlich!" fuhr sie neckend fort, „Ihre Spezialität ist ja das absichtliche Mißverstehen. Sie wollten nur sagen, daß Herr von Reuthner längere Zeit sowohl bei uns, sowie bei Gontards auf Western und in der Stadt bei Dr. Pflügers war. Wir hörten das zufällig. Um so mehr wundere ich mich, daß er hier fehlt, wo er den Flor der Jugend versammelt weiß — Sie haben doch nichts mit ihm gehabt, Herr Bertram?"

„Ich muß mich besinnen!" sagte er ernsthaft. „Mir ist so, als hätten wir uns neulich geohrfeigt. Fehlt ihm vielleicht ein Auge? Das könnte Mama beim Aussegen gefunden haben. Wir wollen sie nachher mal fragen."

Magda hörte nichts mehr von den Spaßereien. Mitten in der Hitze des Sommertages kam ein kaltes Empfinden über sie. Ein Gefühl namenloser Öde.

„Na, ich werde jetzt mal dem ungehobelten Menschen den Text lesen," lachte Erna. „Gleich morgen soll er her und Abbitte tun."

Die Hitze hielt an in drückender Gewalt. Sogar in der Nacht kühlte es sich nur wenig ab. Magda lag mit offenen Augen und starrte in die helle Sommernacht hinaus. In ihrem jungen Körper pulsierte eine zuckende Unruhe. Sie warf sich hin und her, sie rang um den Schlaf, aber er kam nicht. Und vor sich selber, erklärte sie dies mit heftigem Eifer aus hundert körperlichen Ursachen. Sobald eins der jungen Mädchen sich regte, warf sie sich zur Seite und schloß die Augen, denn als eine Schmach ohne gleichen empfand sie dies Wachliegen.

Am andern Tage kam er wirklich.

Magda saß mit den andern im Gartensaal, als Herr Bertram ihn hereinbrachte. Er schien ihr verändert gegen früher. Um Stirn und Augen lag ein finsterer Zug, er verbeugte sich stumm gegen die Gesellschaft, dann brachte er eine hastige Entschuldigung gegen die Hausfrau vor.

Mit dem sicheren Takt einer fein empfindenden Frau half sie ihm über die kleine Verlegenheit fort. Sie merkte, es war ein tiefer Grund, dem dies wunderliche Wesen entsprang. Und ihrem unbefangenen Klarblick lag alles ziemlich offen, was vor Magdalenes befangenen Augen in dichtes Dunkel gehüllt war.

Sie forderte ihn nicht auf, zu bleiben. Sie tat, als ginge sie in dem Glauben an seine Überbürdung völlig auf und als habe sie die Nachrichten Ernas von seinen andern Besuchen total aus dem Gedächtnis verloren.

Aber er blieb doch. Er setzte sich auf einen Stuhl, der gerade leer stand, neben Ada. Doch in die Unterhaltung war er nicht hereinzubringen. So viel Mühe man sich auch mit ihm gab. Seine Antworten waren kurz und unliebenswürdig, oft sogar ganz verfehlt. Da überließen seine Wirtinnen ihn schließlich sich selbst.

Magdalenes Augen hatten ihn nur gestreift. Ja, er sah verbraunt aus, es war eine gesunde Färbung, die ihm gut stand. Auch lag nichts eigentlich Müdes in seiner Haltung, eher eine grimme, verbissene Kampflust.

Da konnte sie ihr Herz nicht zwingen, es tat ein paar schnelle Schläge ihm entgegen. Es war nicht nur die alte Anteilnahme an dem, was ihn bewegte, es war viel mehr, viel lebensvoller, viel — selbstischer.

GE 15

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0003

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 7. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Bei Berry-au-Bac glückte eine größere Sprengung. Der französische Graben ist mit seiner Besatzung verschüttet, eine fast vollendete feindliche Minenanlage ist zerstört. Oestlich von Auberive (in der Champagne) wurden etwa 250 Meter des vordern französischen Grabens genommen. Ueber 60 Mann fielen gefangen in unsre Hand.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Ipek ist erreicht, etwa 1250 Gefangene und 6 Geschütze wurden eingebracht. Die Franzosen haben vor der drohenden Umfassung ihre Stellungen im Cerna—(Karasu)—Vadar-Bogen aufgeben müssen.

Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 8. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Versuche des Feindes, uns den Erfolg östlich von Auberive streitig zu machen, scheiterten. Außer den Gefangenen sind dort drei Maschinengewehre in unsre Hand gefallen. Nordöstlich von Souain wurde den Franzosen die Stellung auf der Höhe 193 in einer Ausdehnung von etwa 500 Metern entrissen. Vier Gegenangriffe wurden abgeschlagen. 1 Offizier, 120 Mann sind gefangen genommen, 2 Maschinengewehre erbeutet.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

An der Front der **Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg** wurden vereinzelte Vorstöße schwächerer russischer Abteilungen zurückgeschlagen.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Bei Ipek wurden 80 Geschütze und viel Kriegsgerät erbeutet. Gestern sind über 2000 Gefangene gemacht worden. Oberste Heeresleitung.

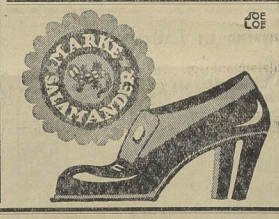
Wien, 8. Dezember. Amtlich wird verlautbart: Eines unserer Unterseeboote hat am 5. Dezember vormittags 10 Uhr vor Valona einen italienischen kleinen Kreuzer mit zwei Schornsteinen versenkt.

Vermischtes.

Enteignung, Ablieferung und Einziehung von Gegenständen aus Kupfer, Messing und Reinnickel. Der stellvertretende Kommandierende General des IV. Armeekorps erläßt eine Bekanntmachung betreffend Enteignung, Ablieferung und Einziehung von Gegenständen aus Kupfer, Messing und Reinnickel, die bereits durch früher erlassene Verordnungen beschlagnahmt worden sind. Es handelt sich um Haus- und Wirtschafsgeräte der verschiedensten Arten. Die Bekanntmachung kann im hiesigen Polizeibüro eingesehen werden.

Aus dem Unstruttale, 7. Dez. Das Geschäft in Gemüse hat sich in der vergangenen Woche etwas gehoben, wohingegen Obst nur sehr vorsichtig gehandelt wurde, da die Zufuhren zu den größeren Märkten aus dem Auslande ziemlich erheblich waren. In ganz Thüringen finden sich immerhin noch ganz bedeutende Vorräte, und man trifft auf allen Märkten viel und auch schöne Ware. Wild und Geflügel wurden lebhaft abgesetzt. Es wurden bezahlt für 50 Kilo Kartoffeln 3,70—3,90 Mark, Delikateß-Salatkartoffeln 5—6, Kochbirnen und Kochäpfel 6—7, Eßbirnen und Eßäpfel 8—10, Tafelbirnen und Tafeläpfel 12—24 Mark; ferner Reh das Pfund 0,60—0,80 Mk., Keule 1,50—1,60, Rücken 1,80—2,00, Hasen das Stück 3—4,75, wilde Kaninchen 0,80—1,40, Gänse das Pfund 1,00—1,20, Enten das Stück 3—4,50, Hühner 1,50—3,50, Hähnchen 1—3, Tauben 0,45—0,90, Fasanenhennen 1—1,75, Fasanenhähne 1,50—2,25 Mark.

Halle a. S., 6. Dezember. Im benachbarten Osendorf lieferte ein Zigeuner seine goldene Uhrkette, die aus 10 Zwanzigmarkstücken bestand, bei der Behörde ab mit der Bestimmung, daß die Goldstücke wieder herausgelöst und der Reichsbank überwiesen werden sollen.



Das Weihnachtsfest

steht vor der Tür und unsere Geschäftswelt erwartet von ihm einen großen Umsatz. Um einen solchen mit Bestimmtheit zu erzielen, muß man, zumal

während des Krieges

sich keine Mühe verdrießen lassen. Die Kauflust des Publikums muß durch geeignete Mittel erhöht und unterstützt werden. Diese Aufgabe

verlangt vom Geschäftsmann

keine Bemühungen unversucht zu lassen, sondern bei jeder sich bietenden Gelegenheit dem Publikum seine Ware in geeigneter Form anzupreisen. Eine solche Anpreisung aber ist für Nebra und Umgebung nur in einer Form wirklich erschöpfend möglich, und zwar durch eine rechtzeitige, sachdienliche

Reklame im „Nebraer Anzeiger".

Kirchliche Nachrichten.

3. Advent.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Abend 5 Uhr Kriegsbetstunde.

Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde gesammelt.

Getauft: Am 5. Dezember Karl Otto Fritsche, August Friedrich Müller, Moritz Richard Müller.

Beerdigt: Am 4. Dezember Frau Wilhelmine Berta Wünscher, geb. Binzens, 48 Jahre 11 Monate 23 Tage alt; Kurt Karl Sowade, 1 Jahr 2 Monate 25 Tage alt; am 7. Dezember Otto Hermann Eckersberg, Zimmermann, 17 Jahre 2 Tage alt; am 8. Dez. Karl August Fischer, Drehorgelspieler, 78 Jahre 8 Monate 8 Tage alt.

Sonntag abend ½8 Uhr,
Jungfrauenverein.

Bekanntmachung.

Bedarf an Hülsenfrüchten.

Durch Bundesratsverordnung vom 26. August 1915 (Reichsgesetzblatt S. 520) sind die Hülsenfrüchte beschlagnahmt und dürfen nur noch durch die Zentraleinkaufsgesellschaft in Berlin abgesetzt werden. Letztere darf ihrerseits die übernommenen Hülsenfrüchte **nur an die Kommunalverbände** abgeben. Der unterzeichnete Kommunalverband beabsichtigt daher **allmonatlich** Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen), nach Maßgabe des Bedarfs, für den Kreis **zu bestellen** und wird dieselben an den **Kleinhandel** und an **gemeinnützige Anstalten** mit einem mäßigen Aufschlage auf die Selbstkosten (Fracht, Lagergeld usw.) abgeben.

Die Abgabe an den Kleinhandel erfolgt unter dem Vorbehalt einer Kontrolle der Verkaufspreise. Gemeinnützigen Anstalten muß die Verpflichtung auferlegt werden, die bezogenen Hülsenfrüchte ausschließlich im eigenen Betriebe zu verbrauchen.

Mit Bezug hierauf ersuchen wir, für die Folge **Bestellungen auf Hülsenfrüchte** unter Angabe der Menge **bis 15. eines jeden Monats bei der Ortsbehörde** einzureichen. Letztere wolle die Bestellungen gesammelt **bis 20. jeden Monats an den Kreisausschuß einsenden.**

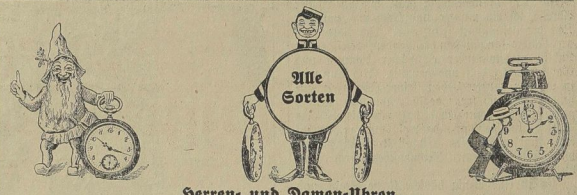
Wegen des weiter erforderlich werdenden Bedarfs an Lebensmitteln wie Reis, Graupen ꝛc., haben sich die Händler pp. an die im Kreise errichteten Bezugsstellen (Magistrat Querfurt, Nebra, Laucha, Freyburg, Mücheln, Ortsbehörde Roßleben und Amtsbüro St. Ulrich) zu wenden.

Querfurt, den 6. Dezember 1915. **Kommunalverband Kreis Querfurt.**
Der Vorsitzende des Kreis-Ausschusses. Königliche Landrat.
J. V.: Behm, Kreisdeputierter.

Vorstehende Bekanntmachung wird hiermit veröffentlicht.

Wir ersuchen uns die zu beziehenden Mengen an Hülsenfrüchten **bis zum 15. jeden Monats** anzuzeigen, damit wir die eingegangenen Bestellungen bestimmt bis zum 20. weiter geben können.

Nebra, den 10. Dezember 1915. **Der Magistrat.**
W. Kabisch.



Herren- und Damen-Uhren,
Freischwinger, Regulatoren, Wand- und Wecker-Uhren,
Uhrketten, Kollierketten, Broschen, Ohrringe, Ringe, Manschettenknöpfe,
Anhänger, Barometer, Thermometer, Brillen,
Nähmaschinen, Grammophone, elektrische Taschenlampen
empfiehlt **Hermann Schwiecker, Uhrm., Bahnhofstr. 19.**

Neues Magdeb. Sauerkraut
empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Feldpostbriefumschläge
hält vorrätig **Buchdruckerei Nebra.**

HENKEL'S Bleich-Soda
ist der beste und billigste Ersatz für Seife

Die Hälfte der Seife wird gespart, wenn die Wäsche vor dem Waschen in **Henkel's** Bleich-Soda in lauwarmem Wasser eingeweicht wird, denn **Henkel's** Bleich-Soda bewirkt ein schnelles Lösen **aller** Schmutzstoffe aus der Wäsche. Mithin wird das Waschen

wesentlich billiger

und mit weniger Arbeit wird eine ebenso reine und weiße Wäsche erzielt.

Henkel's Bleich-Soda ist das vorzüglichste Reinigungsmittel für Fußböden, Metall-, Holzsachen und Küchengeräte, sowie beim allgemeinen Hausputz und ist nur in Originalpackungen

mit dem Namen Henkel und der Schutzmarke „Löwe"

in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

HENKEL & CIE., DÜSSELDORF.

Weihnachtsgaben für unsere Krieger.

In nächster Zeit soll mit dem Packen der Kriegerpakete zum Weihnachtsfeste begonnen werden.

Es wird herzlichst um Gaben dazu gebeten. Besonders erwünscht sind **Zigarren, Zigaretten, Tabak, Strümpfe, Taschentücher, Seife, Briefpapier, Schokolade** und dergleichen. Alle Gaben werden gern in der Pfarre entgegen genommen.

Frau Oberpfarrer **Schwieger.**

Feinste Ochsenzungen
in kleinen Dosen, ins Feld zu senden,
empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Kartenbriefe
— ins Feld oder in die Heimat zu senden —
empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Kräftige
Arbeiter gesucht!

Nach Beendigung der Campagne in den Rübenzuckerfabriken finden kräftige und fleißige Leute aus diesen bei uns **andauernde** Beschäftigung bei **hohen** Lohnsätzen; der Antritt kann jederzeit erfolgen, Meldung beim Portier, am besten gegen acht Uhr früh.

ZUCKERRAFFINERIE HALLE.

Danksagung.

Zurückgekehrt vom Grabe unseres teuren Enschlafenen drängt es uns für die in so reichem Maße gewordenen Beweise wohltuender Teilnahme herzlichsten Dank zu sagen. Besonderen Dank noch denen, die unseren lieben Verstorbenen während seiner langen Krankheit hilfreich zur Seite standen. Dank dem Turnverein Nebra und der Zuckerfabrik Vitzenburg für die prachtvollen Kranzspenden. Innigen Dank Herrn Oberpfarrer Schwieger für die tröstende Grabrede, sowie allen lieben Freunden und Bekannten, die seinen Sarg so reich mit Blumen und Kränzen schmückten, und ihn zur letzten Ruhestätte geleiteten.

Möge Gott allen ein reicher Vergelter sein!

Nebra, den 9. Dezember 1915.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:
Wwe. **Berta Eckersberg** geb. Klötzscher,
Fritz Eckersberg,
Anna Eckersberg
und alle **Angehörigen.**

Feldpostkartons
(Blechbüchsen mit Verschluß à 1 Pfd.)
sind wieder eingetroffen
Waldemar Kabisch.

Selbstgemahlene reine
Schlachtegewürze
empfiehlt zum billigsten Tagespreise
Waldemar Kabisch.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra. **Hierzu Sonntagsblatt.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt

Den frohen Sinn der Jugend zu erhalten,
Wenn auch das Alter schon die Locken bleicht,
Das ist's, was jeder wünscht, doch schwer erreicht,
Weil nur dem Glücklichen es vorbehalten.

Hohenlohe-Schillingsfürst.

Im Hause des Cherubim.

Erzählung von Heinrich Köhler.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

So zog sie es lieber vor, zu schweigen und abzuwarten. Sie fürchtete auch, daß durch eine gewaltsam herbeigeführte Auseinandersetzung die Kluft sich gerade noch erweitern könne und sich jede Hoffnung auf eine endliche Verständigung, an der ihr so sehr gelegen war, damit dann verliere. Und diese Hoffnung hielt sie fest in sich, und zwar weniger aus persönlichem Interesse oder Eigenliebe, sondern aus einem Gefühl heraus, einem weichen, geheimnisvollen Gefühl, das sich nach und nach in ihr Herz geschlichen hatte. Sie wollte sich die Achtung Rudolfs hauptsächlich aus dem Grunde zurückgewinnen, weil sie Liebe für ihn empfand.

Ja, Elisabeth liebte ihren Mann, den robusten und wenig rücksichtsvollen Rudolf.

Das Labyrinth des weiblichen Herzens, das so kompliziert und voll verschlungener Wege ist, hat seltsame Wendungen und birgt wunderbare Überraschungen.

Die Frauen beugen sich unwillkürlich vor der selbstbewußten, charaktervollen Männlichkeit. In dem Moment, als Elisabeth den Assessor bleich und zitternd vor ihrem Gatten gesehen und die Verachtung für das Idol ihrer Schwärmerei sie erfaßt hatte, in demselben Moment war die Liebe zu ihrem Manne geboren worden.

Die müßige, kindische Schwärmerei war vorüber und eine mächtigere Gottheit nahm den Platz in ihrem Herzen ein.

Rudolfs Kaltblütigkeit, die Art und Weise, wie er seinen Zorn zu besiegen verstand, die Entschiedenheit und Großmut zugleich, mit der er den Schuldigen behandelte, und die stolze Schonung, die er ihr selbst zuteil werden ließ, dies alles hatte wie Hammerschläge an das Herz der jungen Frau gepocht.

Sie fand jetzt ihren Gatten nicht mehr altfränkisch oder unbedeutend, sondern er flößte ihr eine Art Furcht ein, ein Gefühl kräftig männlicher Überlegenheit, welches bei zarteren Frauen häufig der Beginn der Liebe ist.

Die Derbheit Rudolfs erschien ihr heute natürlicher und gesünder als alle die romantischen Sentimentalitäten, die früher in ihrer Phantasie eine so große Rolle gespielt hatten. Sie fühlte, daß dieser charaktervolle Mann ihr Herr war und litt desto mehr unter dem Gedanken, ihn beleidigt zu haben.

Sich vor ihm zu rechtfertigen, in den Augen ihres Mannes wieder vorwurfsfrei dazustehen, war ihr sehnlichster Wunsch.

Aber wie sollte sie es anfangen, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, sein Mißtrauen gegen sie zu besiegen?

Alle Anzeichen sprachen ja gegen sie, wie er ihr an jenem Abend vorgehalten hatte; daß sie den Assessor empfing, setzte ihrer Torheit die Krone auf, und sie hatte es doch gerade in bester Absicht getan!

Auch derjenige, der als nächster dazu berufen war, ihr Fürsprecher zu sein, ihr Schwager Franz, hielt sie für schuldig und zeigte sich unzugänglich.

Aber sie wollte den Brüdern

Nach einem Kriegsjahr wieder in der Heimat eingetroffen.

In vorstehender Verkleidung ist vor kurzem der seit Kriegsbeginn in Montevideo (Südamerika) dem Vaterland abgeschnitten gewesene Paul Nieberg glücklich wieder in seiner Heimatstadt Hamburg angelangt. Als ein gedienter Seesoldat ist er sofort als Obermatrose bei der Marine-Artillerie eingetreten.

wenigstens beweisen, daß sie nicht ganz die kokette, oberflächliche Natur sei, für die man sie hielt, sondern daß sie eine sparsame und gute Haushälterin wie die Tante Antonie werden könne.

Darum ließ sie sich von Katharine in allen Wirtschaftsangelegenheiten unterrichten, und bei ihrer größeren Intelligenz war sie ihrer Lehrmeisterin bald überlegen und hatte unmerklich die Leitung des Hauswesens in die Hand genommen, so daß die guten alten Zeiten, da Tante Antonie noch lebte, in dieser Hinsicht wiedergekehrt schienen.

Wenn ihre Hausfrauenpflichten sie nicht in Anspruch nahmen, schloß sich die junge Frau, von ihren Gedanken gequält, oft in ihrem Zimmer ein.

Dann warf sie sich wohl dem verblichenen Pastellbild der alten Dame gegenüber auf die Knie und flehte die Verstorbene an, ihr die Mittel und Wege einzugeben, wie sie sich das Herz ihres Gatten wieder erobern könne. Aber die Züge des Porträts blieben kalt und unbeweglich, und die strengen, grauen Augen schienen zu sagen: „Ich habe kein Vertrauen zu dir!“

Eines Tages fand sie in einem alten, seit dem Tode der Tante nicht mehr geöffneten Schreibspind ein dicht beschriebenes, schon ganz vergilbtes Manuskript. Es war etwas Ähnliches wie eine Hauschronik, ein Memorandum oder eine Agende, worin die Tante ihre Ausgaben, und zugleich die Ereignisse des täglichen Lebens notiert hatte.

Das ganze patriarchalische Leben des Briegerschen Hauses war dort aufgezeichnet bis zu dem Tage, wo mit der Todeskrankheit Tante Antoniens das Schreiben aufgehört hatte.

Vor Elisabeths Geiste entrollte sich beim Lesen des Buches die Vergangenheit ihres Gatten von seiner Taufe an.

Sie verfolgte mit großem Interesse die Erlebnisse aus den Tagen seiner Kindheit und gewann so einen besseren Einblick in Wesen und Charakter Rudolfs, als es durch irgend etwas anderes hätte geschehen können.

Da das Buch noch eine Menge unbeschriebener Blätter enthielt, so beschloß die junge Frau, es als Tagebuch weiter zu führen und zugleich, wie die alte Tante es getan, die täglichen Ausgaben für den Haushalt darin zu verzeichnen.

Aus dem Hause kam die junge Frau nur sehr wenig, man sah sie nur Sonntags nach der Kirche gehen.

In einem so kleinen Orte blieb die Veränderung in den ehelichen Verhältnissen der beiden Gatten natürlich kein Geheimnis. Man vermutete, daß irgend ein Drama dahintersteckte, und die eigentümliche Lebensweise des Paares wurde viel besprochen.

Bernhard Schmitz allein hätte gewiß eine nähere Erklärung dieses Verhaltens geben können, aber er hatte zu großen Respekt vor der derben Faust Rudolfs und begnügte sich damit, sich im stillen über das Unglück zu freuen, das er angerichtet hatte.

Da nichts Bestimmtes in die Öffentlichkeit drang, verzichteten die Neugierigen schließlich darauf, den Schlüssel zu dem Rätsel zu finden, und wenn das Gespräch auf die junge Frau kam, so zuckte man mit den Achseln und meinte: Sie scheint gemütskrank zu sein, das ist recht traurig für ihren Mann. Damit mußte man sich zufrieden geben.

Und Elisabeth war in der Tat nahe daran, gemütskrank zu werden. Je mehr Wochen und Monate vergingen, ohne daß eine Änderung in dem Verhältnisse der Gatten eintrat, desto mehr verlor sie den Mut und die Geduld.

Die schönen, sonnenhellen Tage des Sommers konnten ihr Gemüt nicht erheitern, ein düsterer Schleier lag trotz der Jugenfrische ihrer zwanzig Jahre über ihr Inneres gebreitet und die Last und der Druck wollten nicht von ihrem Herzen weichen.

Nach und nach verlor sie jede Hoffnung und verglich sich manchmal mit einem Obstbaum, dessen Blüten der eisige Hauch einer Frostnacht vernichtet hatte.

Sie fühlte sich um so elender, als sie sich sagen mußte, daß auch ihre haushälterischen Bestrebungen das Herz ihres Gatten nicht zu rühren vermochten.

Es hatte nicht den Anschein, daß jemals die Zeit kommen werde, wo er ihre Strafe als beendet ansehen und sich herbeilassen würde, ihr zu verzeihen.

Diese peinliche Lage dauerte nun schon fast ein Jahr, und nichts deutete darauf hin, daß Rudolf zur Nachsicht geneigt sei. Die Leidenschaft zur Jagd schien stärker als je in ihm zu sein und bei seiner kurzen Anwesenheit in der Stadt bekam Elisabeth ihn kaum zu sehen.

Sie konnte es freilich nicht bemerken, daß er hinter ihrem Rücken manchmal verstohlen halb traurige, halb sehnsüchtige Blicke auf sie warf.

Öfter bekam er bei Tische auch plötzlich einen heftigen Hustenanfall, durch den er eine ihn überkommene Rührung, die ihm in die Kehle gestiegen war, erstickte.

Er benutzte jetzt das Zimmer, in dem der Assessor früher gewohnt hatte, häufiger des Nachts, verließ es aber sehr zeitig am Morgen schon.

Die junge Frau beobachtete ihn dann hinter den Jalousien bei seiner eiligen Morgentoilette.

Das tätige Leben hatte ihn jung und frisch erhalten, es zeigte sich noch kein graues Haar in seinem Bart oder auf dem Kopfe, und seine großen dunklen Augen strahlten so kühn und feurig unter den buschigen Brauen hervor, daß Elisabeth fand, er sei ein schöner Mann.

Die Unerbittlichkeit, die Rudolf äußerlich wenigstens zeigte, hielt bei dem weicheren Franz nicht stand, er war jetzt milder gegen Elisabeth gestimmt. Er ließ den Anstrengungen und dem guten Willen seiner Schwägerin volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die junge Frau tat ihm schließlich leid, und als Rudolf eines Tages wieder in der Stadt im Familienkreise gespeist hatte, brachte er das Gespräch auf dieses Thema.

„Rudolf,“ sagte er zu ihm, als sie in seinem Zimmer, eine Zigarre rauchend, saßen, „du bist zu hart gegen Elisabeth. Ich versichere dir, daß die arme Frau ihr Bestes tut und sich sehr geändert hat; eine christliche Seele soll verzeihen.“

„Das paßt für andere Leute, nicht für mich,“ entgegnete Rudolf hart. „Ich bin ein schmählich getäuschter Gatte, der es nicht das zweite Male werden möchte.“

„Aber Rudolf, du beurteilst das Vorgefallene zu streng! Nach allem, was wir von draußen beobachteten, scheint es erwiesen, daß Elisabeth dem Assessor widerstrebte. Eine tatsächliche Untreue ist nicht vorgekommen, und man stellt ja auch in der Justiz den Grundsatz auf, daß die Absicht nicht so schwer wiegt, als die Tatsache.“

„Willst du vielleicht dein Plaidoyer von dem Becher des Pharao und dem Sack Benjamins wiederholen?“ unterbrach ihn Rudolf spöttisch. „Du bist kein guter Anwalt, mein lieber Franz. In moralischer Beziehung ist der Wille entscheidend. Warum hat sie den Mann eingelassen, warum hat sie ihm den Weg geebnet? Du schweigst, denn diese Tatsache mußt du zugeben. Sie hat also einen Fehltritt begangen, wenn vielleicht auch keinen vollendeten, und sie hat dadurch mein Vertrauen eingebüßt.“

„Du hast sie dafür gestraft; sie bereut, sie leidet.“

„Ich leide auch.“

„Das mag sein, ich leide ebenfalls, aber vielleicht haben wir das auch verdient. Auf Elisabeths Seite liegt nicht das ganze Unrecht. Wir haben auch unser Teil daran.“

„Wahrhaftig!“ rief Rudolf ironisch, „und das wäre? Vielleicht liegt unser Unrecht daran, daß wir sie ohne einen Heller in der Tasche genommen und ihr eine bequeme Häuslichkeit eingerichtet haben, in welcher sie wie eine Königin leben konnte?“

„Unser Unrecht liegt darin,“ fuhr Franz unbeirrt fort, „daß wir sie aus Egoismus zu uns genommen haben und nicht aus Neigung. Laß uns aufrichtig sein, Rudolf, und bekennen, daß wir mit dieser Heirat nur unser Interesse im Auge gehabt haben und nicht das ihre. Elisabeth war für uns eine Art gebildeter Haushälterin, eine Repräsentantin, nichts weiter.

„Die Auslosung, die wir ihretwegen veranstalteten, wirst du wohl moralisch nicht hoch bewerten wollen. Ich gebe zu,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0006

daß es ihr nach unserer Auffassung an nichts gefehlt hat, daß du sie nachher lieb gewonnen hast. Aber das allein tut es nicht, wir haben nicht daran gedacht, daß sie so viel jünger ist als wir, daß sie eine andere Erziehung genossen hat, als wir, und Zerstreuungen für sie ein Lebensbedürfnis sind. Wir haben sie mitleidlos in die Mauern unseres einförmigen Lebens eingekerkert, während sie andere Ansprüche an das Leben zu stellen berechtigt war. Darin liegt unser Unrecht, lieber Rudolf. Es entschuldigt zwar das ihre nicht, aber es macht es erklärlich, und ich glaube, daß es nicht bedeutend genug ist, um sie unerbittlich für alle Zeit zu verurteilen. Ich hatte mir vorgenommen, dir dies zu sagen, und möchte dir raten, über meine Worte nachzudenken. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" brummte Rudolf, die Tür schließend.

Er schlief diese Nacht sehr schlecht. Denn was Franz ihm gesagt hatte, hatte er sich alles längst selbst gesagt, und es war nur Trotz und Unzufriedenheit mit sich selbst, daß er ihm widersprach.

Als er sich von seinem Lager erhob, war der Tag kaum angebrochen. Nur ein grauer Schimmer stahl sich durch die Vorhänge.

Drüben im Hause schlief noch alles, denn Katharine stand, da sie schon altersschwach wurde, auch nicht mehr so früh wie sonst auf.

An den Fenstern von Elisabeths Zimmer waren die Jalousien festgeschlossen.

Ein Hahn krähte unten im Hofe, und kleine rosige Wolken erschienen am Himmel, den Aufgang der Sonne verkündend.

Im nächsten Augenblick öffnete sich drüben die Haustür und Elisabeth erschien im leichten Morgenkleide, in bloßem Kopf und mit entblößten Armen, in derselben.

Vielleicht war es ihr im Zimmer zu heiß gewesen und sie stieg, um frische Luft zu schöpfen, beim ersten Schimmer der Sonne in den Hof hinab.

In der Tat hatte Elisabeth in dieser Nacht ebenfalls wenig geschlafen. Und da sie heftigen Kopfschmerz verspürte, so ging sie, um den quälenden Gedanken zu entfliehen, in die kühle Morgenluft. Sie hatte die ganze Nacht über einen Entschluß nachgedacht, der jetzt in ihr zur Reife geworden war.

Während Rudolf die helle Gestalt seiner Frau mit den Augen verfolgte, die dort unten auf- und abschritt, dann ein mal stehen blieb, den schön geformten Arm erhob und die Stirn wie sinnend oder von Gedanken gefoltert, in die Hand legte, zog die Erinnerung an frühere Tage in sein Herz.

Er mußte unwillkürlich an die erste Nacht denken, die Elisabeth in diesem Hause zugebracht hatte, und an die Szene, die sich zwischen ihm und ihr am anderen Morgen im Korridor abgespielt.

Sie war noch heute gleich hübsch und zierlich wie damals, nur ernster, reifer war sie geworden.

Ein Schwarm Tauben flog plötzlich mit lautem Flügelschlage über den Hof und setzte sich auf das Dach des dem Hauptgebäude gegenüberliegenden Hauses.

Die junge Frau schrak aus ihrem Sinnen empor und hob unwillkürlich die Augen zu den flüchtigen Störenfrieden.

Ein leichtes Hüsteln hinter den halbgeschlossenen Vorhängen von Rudolfs Zimmer benachrichtigte sie, daß sie von dort beobachtet würde.

Sie errötete und schlug die Augen nieder, denn sie hatte den Rauch von Rudolfs Zigarre in der Luft bemerkt.

Auch sie mußte in diesem Moment an den ersten in M. verlebten Morgen denken, an welchem ihr der steife, ungelenke Vetter so galant den Wasserkrug vor ihre Tür gebracht hatte.

Indem kämpfte Rudolf einen schweren Kampf mit seinem Stolz und dem sehnsüchtigen Verlangen, zu Elisabeth hinabzusteigen, ihr ein freundliches Wort zu sagen und damit diesem peinvollen Dasein ein Ende zu machen.

Er hatte auch schon die Hand auf die Türklinke gelegt, aber im letzten Augenblick behielt der schlimme Stolz doch die Oberhand in ihm; er zog sie wieder zurück und unterdrückte die weiche Regung, die von ihm Besitz ergreifen wollte.

Elisabeth suchte wieder ihr Zimmer auf. Er ist unerbittlich, dachte sie, als sie durch den Vorflur ging.

Wenn er doch ein Fünkchen Interesse für mich fühlte, wäre er wohl zu mir herabgekommen. Es ist alles zu Ende, es nützt auch nichts, darüber weiter nachzugrübeln, ich tue am besten, meinen Entschluß auszuführen.

Nachdem die junge Frau an diesem Tage ihre häuslichen Pflichten erledigt hatte, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eifrig in der alten Hauschronik der Tante Antonie.

Rudolf war am vormittag nach der Villa zurückgekehrt.

Als Elisabeth am Abend mit Franz gespeist hatte und dieser das Zimmer verlassen wollte, fragte sie schüchtern ihren Schwager, ob er ihr nicht eine Bitte gewähren wolle.

„Gewiß, mein Kind," antwortete dieser, „was in meiner Macht steht, soll geschehen."

„Könnten Sie mich vielleicht morgen nach der Villa hinausbegleiten?"

„Nach der Villa?" fragte Franz verlegen. Das war seiner Ansicht nach der letzte Ort, den Elisabeth aufsuchen sollte. „Nach der Villa?" wiederholte er. „Und was wollen Sie da? —"

„Ich habe mit meinem Gatten, mit Rudolf, etwas zu besprechen."

„Aber er war doch gestern hier, weshalb haben Sie diese Gelegenheit nicht benutzt?"

„Gestern hatte ich den Entschluß noch nicht gefaßt, von dem ich ihm Mitteilung machen will."

„Ich bin ja gern bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen, mein Kind, aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der Ort für eine Unterredung schlecht gewählt ist und daß Rudolf sich in keiner guten Laune befindet."

„Das habe ich mir alles schon selbst gesagt, aber ich muß ihn sprechen. Wir werden also zeitig aufbrechen, nicht wahr!"

„Wenn Sie es durchaus wünschen! Es ist also wirklich sehr dringend und Sie können diese Besprechung nicht bis zu einer günstigeren Gelegenheit aufschieben?"

„Nein, das ist unmöglich."

10.

Die Turmuhr der kleinen Kirche des Dörfchens Bornhagen hatte soeben neun Uhr geschlagen.

Ihr dünner, zitternder Klang mischte sich mit dem Geräusch, das das Wetzen der Sensen auf der nahen Wiese verursachte, und dem Gezwitscher der Vögel und drang in das offene Fenster von Rudolfs Zimmer, der soeben, den Fuß auf einen Stuhl gesetzt, im Begriff war, seine Jagdstiefel zuzuschnallen.

Nachdem er diese Arbeit beendet hatte, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen, um in den Wald zu gehen, als er das Rollen von Wagenrädern auf dem Kies des Hofes hörte und das Wiehern der kleinen Ponys, die man gewöhnlich vor den Korbwagen spannte, zu vernehmen glaubte.

Er horchte gespannt und sein geübtes Jägerohr konnte gleich darauf einen zierlichen Schritt, der so leicht war, daß er kaum die Stufen der Treppe zu berühren schien, im Hause hören. Die Schritte näherten sich seinem Zimmer, hielten an seiner Tür an und gleich darauf wurde leise daran geklopft.

„Herein!" rief Rudolf barsch.

Elisabeth erschien im einfachen, schwarzen Kleide auf der Schwelle. Ein Schleier bedeckte ihr blasses Gesicht zur Hälfte, ihre Brust wogte vor Aufregung und vom Treppensteigen, und sie preßte wie beschwichtigend ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket dagegen.

„Du . . . hier?" murmelte Rudolf betreten.

„Franz hat mich begleitet, er ist unten im Wagen," antwortete sie, wie um eine Entschuldigung zu haben: „ich bin allein ausgestiegen, weil ich dich zu sprechen wünschte."

„Dann tritt ein und schließe die Tür. — Was hast du mir zu sagen?"

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0007

Drei Meter vom Feind.

Von M. Dankler.

Die K.-Jäger lagen schon seit Monaten vor dem heißumstrittenen H...kopf. Schon mancher der waghalsigen graugrünen Gesellen war den sicheren Kugeln der französischen Alpenjäger zum Opfer gefallen; aber sie waren ihnen nichts

Ein Jägergrab in den Hochvogesen.
Nach einer Originalaufnahme.

„Und wer den Tod, im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland!"

schuldig geblieben, und die Gegner hatten sich achten gelernt. Es hatten sich sogar gewisse Regeln ausgebildet, die ohne jegliche Abmachung eingehalten wurden. So galt es gleichsam als erste Regel, daß nach den Gefechten die Verwundeten und Toten ungefährdet zurückgebracht werden konnten. Beide Seiten achteten die kameradschaftliche Treue, die hier so oft zutage trat, und selbst als eines Abends eine Anzahl Jäger bei ihrer Verwundetensuche auf Alpenjäger stießen, die einen Schwerverwundeten in ihre Gräben schleppten, besah man sich gegenseitig halb neugierig, halb mißtrauisch, aber die nie fehlenden „Jägerbüchsen" blieben in Ruhe.

Das war seit ein paar Tagen anders geworden. Die Alpenjäger hatten frischen Ersatz bekommen; ein Teil der Gräben schien mit Farbigen besetzt zu sein, und als gestern abend zwei Jäger einen gefallenen Oberjäger holen wollten, wurden sie beschossen und schwer verwundet. Nur mit größter Mühe konnten im Schutze der Nacht beherzte Kameraden den Toten und die Verwundeten holen.

Das war gemein! Die Jäger kochten. Die Wut erreichte aber den Höhepunkt, als die letzten Kameraden einen Jäger heimschleppten, der sichtlich nach seiner Verwundung ermordet und verstümmelt worden war. Der Führer dieser letzten Gruppe, ein Bauzimmermann aus der Aachener Gegend, hatte von einem günstig gelegenen Punkte aus Bewegungen des Feindes beobachtet, die auf besondere Absichten schließen mußten.

Auf Meldung eilte der Oberleutnant, der die Kompagnie führte, herbei und ließ sich genauen Bericht geben. „So, so! Ihre Beobachtungen stimmen mit mir zugegangenen Meldungen überein. Da müssen wir Genaueres wissen. Freiwillige vor für eine Schleichpatrouille!"

Schon stehen ein volles Dutzend Jäger vor dem Oberleutnant, darunter auch der Berichterstatter von eben.

„Schön, Conrads, Sie wissen ja am besten Bescheid. Wie viel Leute wollen Sie mitnehmen? Genügen zehn Mann?"

„Höchstens noch zwei, Herr Oberleutnant!"

Der Leutnant lächelt.

„Sie denken auch, zwei Mann verschwinden eher als zehn. Also wählen Sie sich noch zwei Mann aus. Wen wollen Sie?"

„Karl Ganser und Hubert Frings."

„Gut, Sie versuchen die feindlichen Vorposten zu umschleichen und den südwestlichen Hügelrücken zu gewinnen. Eilen Sie aber; ehe der Mond aufgeht, müssen Sie Deckung haben."

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!"

„In zehn Minuten marschieren Sie los!"

„Jawohl! Zu Befehl, Herr Oberleutnant."

Die drei Jäger springen in ihren Unterstand. Ein paar Stücke Brot und Wurst werden in den Mund geschoben, der letzte Stumpen in die Tasche gesteckt. Frings lacht geheimnisvoll und zeigt auf seine Feldflasche. Echter Steinheger aus einer Liebesgabensendung.

„Nehmt eure Messer mit," mahnt der Führer, „heute werden wir sie brauchen." Und stumm ziehen die Begleiter

Leipziger Presse-Büro.

Das erste Mackensen-Denkmal in Deutschland.

Am Pfaffenberg in Jena ist kürzlich das erste Denkmal für den General-Feldmarschall v. Mackensen enthüllt worden. Dasselbe besteht aus einem großen behauenen Kalkstein, welcher mit dem Bronzebrustbild des deutschen Heerführers geschmückt ist. Die hübsche Widmung trägt am Kopfe ein eingemeißeltes Kreuz und am Fuße die Inschrift „Mackensen-Mauer".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0008

ihre langen Nicker aus den Stiefelschäften. — „Das war dir auch gedient, daß du uns nahmst," knurrte der finster blickende Gansen, „sonst hätt' ich dich nicht mehr besehen."

„Ich weiß schon, wen ich mitnehme," antwortete der, „do kann ich ken Schloffköpp und Treckmötsche bruche. Seid ihr fertig? Dann los."

Die Mützen tief in den Kopf gezogen, ohne jedes Gepäck, die Büchse in der Hand und das Messer im Stiefel, gleiten die drei über die Brustwehr ihres Grabens und verschwinden in der Dunkelheit. Direkt vor der Brustwehr aber sanken sie lautlos zu Boden und blieben regungslos liegen.

Es waren drei ausgekochte Jungen, alle drei Reservisten, die seit den ersten Tagen im Felde standen und denen die Gefahr beinahe zur vertrauten Gewohnheit geworden. Sie sind aus einem Dorfe, alle drei Söhne wohlhabender Eltern. In ihrer wald- und wildreichen Heimat gilt das Wildern nicht als Vergehen, es ist mehr Sport. Ein Erwerbsgedanke kommt bei diesen eigenen Leuten nicht in Betracht, nur die Lust, die Freude an Aufregung und Gefahr. Auch Förster und Jäger sind sicher vor ihnen, blutige Zusammenstöße wie im Gebirge kommen hier nicht vor. Aber solche Schleich- und Horchpatrouillen vor dem Feinde, das ist ihre Sache.

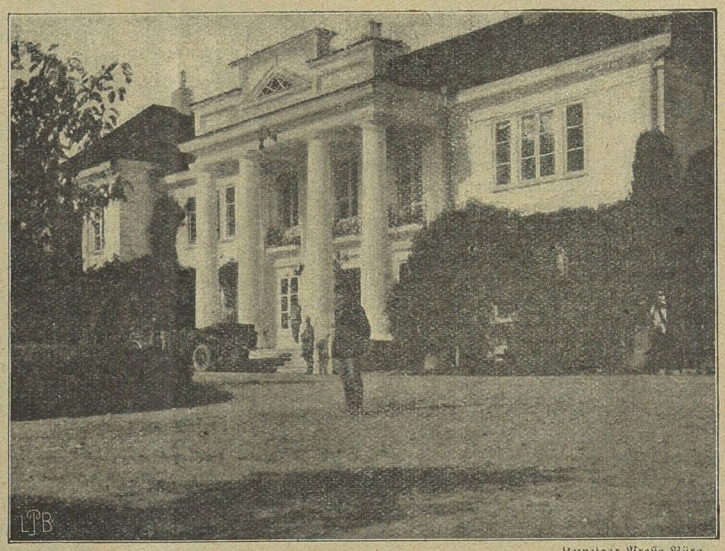
Die Nacht ist ruhig und still. Dann und wann flackert bald näher, bald ferner ein kurzes Gewehrfeuer auf und verstummt wieder. Jetzt hämmern seitwärts ein paar französische Maschinengewehre in die Nacht hinein. Nun wieder Stille. Am Himmel treiben zerrissene Wolkenfetzen, nur selten blinkt ein trüber Stern hindurch.

Noch immer liegen die Jäger regungslos. Ihre Augen gewöhnen sich nun mehr und mehr an die Dunkelheit, und würde ihnen auch die geringste Bewegung nicht entgehen. Noch mehr verlassen sich die Jäger auf ihr scharfes Gehör, dem auch kein fallendes Laubblatt entgeht. Langsam beginnt der Oberjäger zu kriechen, seine Begleiter folgen ihm laut- und wortlos. Vorsichtig betasten die Hände jeden Fleck. Kein Reis darf knacken, kein Stein verrutschen. Beim geringsten verdächtigen Geräusch liegen die Jäger platt, so daß ihre Gestalten mit der Erde verwachsen.

Mit unendlicher Mühe müssen die zahlreichen Geschoßtrichter umkrochen werden.

Ein verlassener Schützengraben. Er ist nicht ausgebaut, führt aber in der gewünschten Richtung und bietet einige Deckung. Wieder liegen die Jäger ruhig. Prüfend und sichernd ziehen sie den entgegenkommenden Wind ein. Wäre der Graben besetzt, so würde der Menschen- und Schweißgeruch es ihnen verraten.

Also leer! Jetzt können die Jäger gebückt weiter schleichen. Aber jetzt heißt es die Vorsicht verzehnfachen. So ein Graben leitet den Schall wie ein Telephon. Ein Ausrutschen des Fußes kann den Feind aufmerksam machen. Etwa zehn Minuten vergehen, als die Jäger wie aus Stein gehauen, stehen bleiben. Der Graben macht eine Biegung



Leipziger Presse-Büro.

Das Jagdschloß des Zaren „Bialowice", das jetzt von unseren Truppen besetzt ist.

Eine österreichische Soldatenmutter.
Aloisia Spitalic aus Oberkrain, deren zehn Söhne im Felde stehen.

Zehn Brüder im Felde.
Die zehn Söhne der Oberkrainischen Bäuerin Aloisia Spitalic, welche im österreichischen Heere kämpfen.

und verbreitet sich, Schritte klingen und gedämpfte Laute. Eine feindliche Patrouille im selben Graben. Nach dem Gemurmel zu urteilen, zwei farbige Franzosen. Frisch angekommen, daher noch unvorsichtig. Der Oberjäger streckt seine Hand rückwärts und drückt den folgenden Frings gegen die Wand. An den Hals zischt er: „Ganser und ich fassen, du greifst die fallenden Gewehre.“ Noch fünf Minuten vergehen, die Jäger glauben den Schlag ihrer Herzen unterdrücken zu müssen. Immer näher kommen die Schritte. Nichtsahnend nahen die Feinde. Jetzt ist der erste am Oberjäger vorüber, jetzt kommt der zweite. Ein rascher Griff und seine Hände schließen sich mit furchtbarem Druck um den Hals des Überraschten, der von der Wucht hintenübergeworfen wird. Ein Schmerz im Bein zeigt dem Jäger, daß der Überfallene sein Messer zu brauchen versucht, aber schon schwinden unter seinem Griffe die Sinne, die Glieder lösen sich, noch ein paar wilde Zuckungen, dann läßt der Jäger den Toten zurückfallen. Auch der erste hat keinen Ton ausstoßen können. Mit großer Vorsicht läßt der Oberjäger einen kurzen Strahl der Taschenlaterne auf sein Gesicht fallen. Dunkelbraun, vielleicht Marokkaner. Die Augen sind schon gebrochen und starren wie in namenlosem Entsetzen. Rasch reißt Conrads noch eine Achselklappe ab, und dann geht es weiter.

Schon blinkt der Mond auf Augenblicke durch die Wolken. In kurzer Entfernung taucht der ersehnte Hügel-Rücken auf. Jetzt muß der Graben verlassen und das Gehölz gewonnen werden. Bald kriechend, bald gebückt schleichen die Jäger weiter. Nun liegen sie wieder. Ein Lichtung, halb Weg, halb Schleuse, zieht sich über den Rücken. Mitten auf dem Wege eine dunkle Gestalt, ein feindlicher Posten. Schon machen die Jäger sich bereit anzuschleichen, als das Geräusch von Schritten ertönt. Der Oberjäger drückt dem folgenden Frings fast den Arm entzwei vor Freude. Der Posten wird abgelöst. Besser konnten sie es nicht treffen; gelingt es ihnen jetzt, den Posten zu beseitigen, dann haben sie hier keine Störung zu befürchten. Da oben hats schnell gegangen, die Schritte entfernen sich; wieder wird eine dunkle Gestalt sichtbar, die sich gegen das Mondlicht abhebt, der neue Posten. Schon will der Oberjäger sich anschleichen, als Frings ihn bittend am Arm faßt. In seiner Hand blitzt der lange schmale Nicker, der schon manchem Reh den Gnadenstoß gab, aber auch schon rot von Feindesblut war. Der Oberjäger nickt, die beiden Jäger schieben sich vor. Dem Oberjäger kommt ein Bedauern ob des feindlichen Postens an, ein bitterer Geschmack steigt ihm in den Mund. Aber was hilft's!? Das ist der Krieg. Er kennt den furchtbaren Angriff seiner beiden Genossen und sieht im selben Augenblick eine dunkle Gruppe. Als er näher kommt, liegt der Posten, ein blutjunger Alpenjäger, schon ruhig und still. Wie aus der Erde gewachsen sind die Jäger vor ihm erschienen. Ehe er noch etwas sagen konnte, legte sich eine mächtige Hand über Nase und Mund und zugleich drang ein scharfes Messer in sein Herz. Kein Ton, kein Seufzer.

Schon lauschen die Jäger wieder in die Nacht hinaus. Vorwärts. Der Höhenrand ist erreicht. Straße ist hier zu gefährlich, man darf sich nie so offen auf beleuchtetem Wege zeigen, wie es der junge Posten tat. Hier rechts durchs Gebüsch. Aber kein Zweig darf schlagen, kein Ast knacken, obschon der sich hebende Nachtwind kleinere Geräusche verschlingen würde.

Die Jäger liegen still. Halblautes Sprechen, Lichterreflexe von nahem Feuer, beizender Rauch. Nur zentimeterweise schieben sich die Jäger weiter. Die Stimmen kommen wieder aus der Tiefe. Auch die dünne Rauchsäule.

Ein Steinbruch. Der Rand ist erreicht. Derselbe ist etwa drei Meter tief, und ganz nahe sitzen lachend und schwatzend weiße und farbige Franzosen. Eine Reihe kleiner Feuer brennen.

Die Augen der Jäger schmerzen vor Anstrengung. Dort links stehen zwei — vier schwere Geschütze. Das ist die Batterie, deren Standpunkt nicht festzustellen war. Ihre Entdeckung ist allein die aufgewandte Mühe wert.

Über den Bruch hinaus geht der Blick weit über die mondbestrahlte schmale Hochebene. Das dunkle Band dort bewegt sich. Marschierende Infanterie. Das leichte Knarren zeigt fahrende Geschütze Und da wieder Infanterie. Auch dort. Alles in der Richtung Nordost. Also jedenfalls in der Morgenfrühe oder folgende Nacht größerer Angriff.

An ein Weiterkommen ist nicht zu denken. Also zurück. Aber wie umdrehen? Auch das allerkleinste Geräusch wäre jetzt sicherer Tod. Und wie tot sind die Knochen vom langen Liegen. Und nur drei Meter vom Feinde.

Gott sei dank. Ein Windstoß erleichterte den Rückzug. Nun sind es schon 10—20 Meter.

Da ist die Schneise, und da liegt der tote Posten, wie sie ihn verlassen. Also keiner dagewesen. Das Mondlicht blinkt auf seinem Gesicht. Er scheint zu schlafen.

Jetzt nur fort! Schnell eilen die Jäger zurück. Da ist der Graben. Auch hier die Leichen, wie sie hingelegt wurden. Noch 10—20 Minuten.

Da Pfff — Pfff — die Franzosen haben ihren toten Posten gefunden und knallen in die Büsche. Die Jäger kriechen das letzte Stück weiter. Da ist ihr Graben. Ein schneller Schwung, sie sind gerettet.

Ihre Meldung wird sofort weitergegeben. Das Telephon spielt. Am nächsten Morgen schlagen schwere Granaten in die verborgene Batterie des Feindes, die Reserven werden herangezogen und der anstürmende Feind zurückgeworfen.

Die drei Jäger aber liegen im bleischweren Schlafe und erholen sich von ihrem Erkundungszuge drei Meter vom Feinde.

Rübezahl als Bettler.

Einst hatte sich Rübezahl als Bettler verkleidet in den Graben einer Landstraße gesetzt, um zu sehen, wie mitleidig die Menschen seien. Alle möglichen Leute wanderten die Straße her und hin, als sähen sie den armen Mann nicht, oder meinten wohl gar spöttisch: „Wieder ein Landstreicher! Der wievielte ist das schon? An dieser Sorte ist kein Mangel!“

Einige aber reichten dem verkleideten Rübezahl doch eine Kleinigkeit, weil das traurige, abgezehrte Gesicht des Bettlers ihr Mitleid erregte. Es ist ja eine Plage mit diesen Bettlern, dachten sie vielleicht, aber der da sieht gar zu bedürftig und leidend aus; also schenken wir ihm etwas! Und so gab ihm der eine einen Heller, der andere ein Stück Brot, der dritte einen Nickel usw. Jedem nun, der etwas gab, reichte der sonderbare Bettler den Kern einer Sonnenrose, indem er flüsterte: „Steck's in die Erd', auf daß was werd'!“

„Ein merkwürdiger Kauz!“ sagten sich die meisten und glaubten es mit einem Manne zu tun zu haben, dessen fünf Sinne in Unordnung geraten sind. Entweder warfen sie den Samenkern zur Erde, schüttelten den Kopf und lachten, oder sie taten, als ob der Kern des Aufhebens wert sei, warfen ihn aber ein paar Schritte entfernt wieder weg.

Nur ein Mann, ein armer Weber, steckte den Kern ein und dachte: „Ei was! Wollen wir auch die Gabe eines Bettlers ehren, der weiter nichts als einen Sonnenrosenkern zu schenken hat! Ich werde den nächstes Frühjahr in ein Beet meines Hausgärtchens stecken.“

Und als der nächste Sommer ins Land zog, erschloß vor dem Weberhäuschen eine besonders hohe, schöne Sonnenrose ihren Kelch.

Welche Verwunderung aber, als der Weber später den Samen herausnahm —: jeder Kern war von purem Golde!

Erwarte nicht dein ganzes Heil
Von einem Ding, von einem Tag;
Erfüllter Wunsch ruft neue wach,
Der Fäden viele braucht das Seil.

Fürs Haus.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz
Sind leichtlich aufgerieben,
Wenn jener nichts zu malen hat,
Und dieses nichts zu lieben.

Ernst der Zeit.

Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball ans Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden
Und wann das lose Pfänderspiel?

Ach, wohl in fernen, fernen Tagen;
Die unsern hättens nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen
Und bald der innre Zank erwacht.

Ludwig Uhland.

Weihnachtsklänge.

Von A. E. O.

Aus der fernen Jugendzeit dringen Stimmen an unsere Seele, die uns auch jetzt im Alter noch mit Freude erfüllen. Weihnachtsklänge, Glockentöne, die, aus dem tiefsten Herzensschacht hervorkommend, die sonnige Kindheit wieder erstehen lassen und die ganze Seligkeit vergangener Zeiten von neuem hervorzaubern. Weihnachten! Es gibt kein schöneres Fest auf Erden, nichts, was eine größere, reinere Freude entfachen kann, als das Fest der gebenden und empfangenden Liebe. Aus der dunklen Dezembernacht heraus kam es in unsere Herzen und Häuser, dies unvergleichlich schöne Fest; auf das sich die Kinderschar schon lange im Voraus freut, das der Erwachsene als Leitstern seines ganzen Lebens betrachten möchte und dessen Feier auch in seiner Brust nicht veraltet, oder gar als überflüssig betrachtet wird. Mag es leider jetzt viele Menschen geben, denen die Weihnachtsfreude nichts mehr als höchstens den Genuß irdischer Vergnügungen bedeutet, so gibt es glücklicherweise noch unzählige andere, denen das Weihnachtsfest das Gemüt aufs innigste bewegt, und die es sich nicht für alle Schätze der Welt rauben lassen wollen. Eine wahre Zauberfülle geistiger Gaben geht von diesem Feste aus, und die Erinnerung umgibt alles mit unverwelklichem Glanz und Duft. Sind auch die Tage der Jugendkraft längst dahin und blühen am Strauch des Lebens jetzt Dornen als Rosen; einmal im Jahr feiert die Freude ihr Auferstehungsfest auch in unserem Herzen, wenn wir ihn nur nicht gewaltsam den Eintritt verwehren, uns vielmehr dankbar ihrer Leitung anvertrauen. Weiß sie doch unzählige Gelegenheiten zum Trösten und Erquicken, zum Vereinen und Beglücken, an denen wir ohne sie vielleicht achtlos vorübergegangen wären. Sie aber macht unsere eigenen Herzen weit und verleiht uns die Gabe, um dann ihr Leid und ihre Lust teilnehmend mitempfinden zu können. Sollten wir ihrer denn vergessen, wenn uns noch Freude, wirkliche wahrhafte Freude am Christfesttage beschert wird? Oder selbst, wenn uns nur noch die Erinnerung die alten lieben Bilder vergangener Freuden vor Augen stellt, wenn unser geistiges Ohr abermals die Kindereigen zu hören vermeint und unser Seelenauge den Weihnachtsbaum im Elternhause erstrahlen und die beglückten Eltern darunter stehen sieht, dürfen wir uns dann ausschließen aus der Allgemeinheit, um uns in die Vergangenheit zu versenken und einen, wenn auch nur bedingten Trost darin zu finden, doch auch einmal im Leben der Freude begegnet zu sein; doch auch einmal im Paradiese gelebt zu haben? Nein, der Mensch soll sich dem Menschen zugesellen in Lust und Leid des Daseins, um das eine besser zu genießen, das andere leichter zu tragen. Wer sich von der Welt zurückzieht, der ist bald allein. Das Weihnachtsfest will aber in Gemeinschaft verlebt werden, wenn es nachhaltige Freude gewähren soll.

Weihnachtsbäckereien.

Syster, in 20 Minuten fertig zu stellen. Man schlägt von dem Eiweiß von 10 Eiern einen festen Schnee; dann werden die Eigelb leicht untergeschlagen, während man ½ Pfund feinen Zucker mit einem Löffel unterzieht. Nun wird ½ Pfund bestes Weizenmehl, sowie einige Korinthen oder Sultaninen, sowie das abgeriebene einer halben Zitrone darunter gemischt und zuletzt einige Eßlöffel heißer, guter Butter. Die Form muß gut gestrichen und mit gestoßenem Zwieback oder gehackten Mandeln ausgestreut sein; der Kuchen wird im nicht zu heißen Ofen gebacken.

Gewürzplatten. Aus ½ Kilo Mehl, 125 Gramm in Streifchen geschnittene süße Mandeln, 100 Gramm geriebene Schokolade, 500 Gramm gelbem Farinzucker, etwas gestoßenem Zimmt, gestoßenen Nelken, einer halben geriebenen Muskatnuß, 1 Teelöffel voll Hirschhornsalz, 4 bis 5 ganzen Eiern und 1 Gläschen Rum knetet man einen Teig so lange durch, bis sich derselbe gut verarbeiten läßt. Dann formt man kleine, viereckige Platten, legt sie auf ein Backblech und bäckt sie bei mäßiger Hitze.

Einfache Makronen. Man schlägt sechs Eiweiß zu steifem Schnee, fügt 125 Gramm geriebene und von der Schale befreite Mandeln, 250 Gramm feinen Zucker, etwas Vanillenzucker und zehn Stück geröstete, fein gestoßene Zwiebäcke hinzu. Diese Masse wird tüchtig verrührt, dann ein Kuchenblech mit Butter bestrichen, kleine Häufchen mit einem Teelöffel nebeneinander gesetzt und bei schwacher Ofenhitze gebacken.

Weihnachtskuchen. Zwei Kilogr. feines Weizenmehl schüttet man, etwas erwärmt, in eine passende Schüssel, macht in die Mitte eine Vertiefung und schüttet da hinein 90 Gramm in etwas Milch und Zucker aufgelöste Hefe, sechs zerquirlte Eier, 100 Gramm gestoßenen Zucker — nach Geschmack auch mehr — einen halben Teelöffel voll Salz, gestoßenen Ingwer, die fein gehackte Schale einer Zitrone, ½ Kilogr. frische, erweichte Butter, 250 Gramm gereinigte Korinthen und ebensoviel große Rosinen. Nun bearbeitet man den Teig so lange, bis er Blasen wirft, läßt ihn gut aufgehen, formt einen dicken, runden Kuchen, den man noch eine Stunde aufgehen läßt, dann mit Butterstückchen belegt, recht reichlich mit Zucker und Zimt bestreut und bei starker Hitze bäckt.

Weihnachtsarbeiten.

Eine Garnitur für Garten- oder Marktkörbe läßt sich schon von Kinderhand arbeiten. Ein Gartenkorb wird von außen mit einem Behang aus grauem oder geblichem Jutastoff versehen. Ein mehrfarbiges, aus waschechtem Garn hergestelltes Muster in Kreuzstich ist sehr leicht daraufgestickt. Man wählt irgend eine fortlaufende Bordüre aus einem Musterbuch oder der Modenzeitung und kommt rasch ans Ziel, weil der Stoff sich so angenehm handhaben läßt. Den unteren Rand der Bekleidung behäkelt man mit kleinen aus je 5 M. bestehenden Bogen in zwei Touren. Den oberen Abschluß bildet eine sorgfältig gearbeitete Rüsche aus passendem Wollband. Der innere Korb wird mit einem Wollfutter versehen. Dies ist die einzige etwas schwierige Seite der Arbeit, da es sich schlecht durch das Korbgeflecht stechen läßt. Man kann sich die Sache dadurch bedeutend erleichtern, daß man einen genau passenden Streifen Karton erst ganz wenig wattiert, dann mit dem zugeschnittenen Futter, auch dem Seitenfutter, benäht, und dies fertige Innere hier und da mit dem Korbgestell vereinigt. Schließlich erhält der Deckel noch seine bestickte Außenbekleidung, seine Umrandung von Rüschen, sein Futter, und er und der Korb werden mit Bändern zum Zubinden versehen.

Gemalter Tischläufer. Für einen Tischläufer von vielvorstellender, prächtiger Wirkung, welcher den Salontisch oder die Tischdecke im Wohnzimmer bedecken und schmücken soll, möchte ich silbergrauen schweren Atlas, mit Malerei verziert, empfehlen. Der Stoff, in einer Preislage von 2,50 bis 3 Mark gewählt, sieht schon recht kostbar aus. Die Länge und Breite des Läufers richtet sich nach derjenigen des Tisches. Man läßt den Läufer ringsum am Rand vom Sattler in kleinen Bogen ausschlagen oder, falls man es anders vorzieht, faßt ihn mit einem zur Farbe der Möbel harmonierenden Seidenplüschstreifen ein. Alsdann wird der Läufer bemalt, und zwar kann dies mit Wasserfarben geschehen; empfehlenswerter und viel wirkungsvoller jedoch dürfte sich die Malerei mit den sogenannten Heliosfarben machen, welche waschecht sind und der Malerei einen wunderhübschen, feinen Glanz verleihen. Dabei läßt sich mit denselben leicht und schnell arbeiten. Zur Ausführung der Malerei wählt man einige Blumenranken, welche sich graziös über den Läufer hinziehen, und 2 bis 3 flatternde Schmetterlinge zur Belebung des Ganzen. Alles wird genau in den Naturfaben ausgeführt.

Tintenlöscher. Als zierliches Requisit für einen Damenschreibtisch dürfte sich ein Löscher empfehlen, den ich mir ganz kostenlos hergestellt habe. Ich verwandte hierzu eine ca. 12 Ctm. lange hölzerne Nudelrolle, die dereinst in meiner Puppenwirtschaft Dienste getan, indem ich die Griffe vergoldete und den gerundeten Mittelteil der Rolle mit Löschpapier überzog.

Haarnadelkissen. Man näht aus Filz eine Art Tasche, füllt sie mit Roßhaar und überzieht sie mit einem gestrickten oder gehäkelten Viereck aus feinster Wolle. Nun schneidet man aus einem Filzteil die Form im Zackenmuster, bestickt denselben, näht das Kissen in die Mitte und an die Ecken desselben Schleifchen.

Christbaumschmuck.

Ketten. Man ziehe mit einer langen Papierkette, von der Baumspitze anfangend, Girlanden rund um den Baum von Zweig zu Zweig. An die unteren Ringe jedes Bogens hänge man einen auf beiden Seiten glänzenden Kotillon-Orden und verteile zwischen die Kettengirlanden silberne Nüsse, farbige Früchte, Konfelt, aus Glas gedrehte Eiszapfen, vergoldete kleine Äpfel (große sind zu schwer und verunzieren den Baum durch übermäßiges Herunterziehen der Äste) und feine, aus mattfarbigem Seidenpapier hergestellte Netze, in welche man vergoldete hohle Walnüsse legt. Volle Walnüsse würden für das leichte Netz zu schwer sein.

Schneemänner. Sehr viel Vergnügen machen Kindern Schneemänner, welche mit einer Garnrolle (der Kopf wird aus einer mit Watte überzogenen Walnuß gebildet), um welche eine dicke Watteschicht gehüllt wird, aus der die Arme gedreht werden, leicht herzustellen sind. Die Augen werden aus schwarzen Perlen gebildet, Mund und Augenbrauen aus Garn. Ein Papierhut und eine aus feinem Gras gebildete Rute vervollständigen den Schneemann.

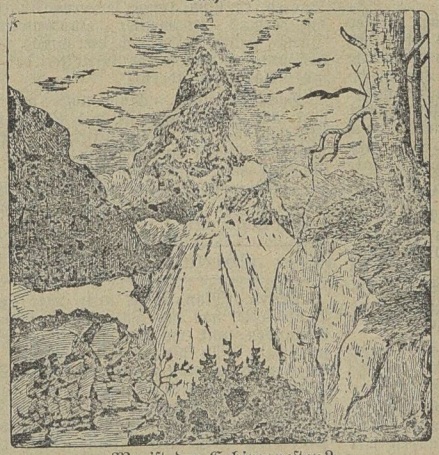
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0011

Leipziger Presse-Büro.

Riesen-Kürbisse auf den Feldern in der Umgebung von Warschau, wo sie in diesem Jahre sehr häufig waren.

Rätselecke.

Suchbild.



Wo ist der Gebirgsposten?

Gleichklang in je einem Haupt- und Zeitwort.

Der Kaufherr wird den Lehrling pflichtgemäß
Den günst'gen Wareneinkauf auf reelle — —
Und wird ihn später, wenn er ihm gelingt
Zu angemess'nem —, —

Dreisilbenrätsel.

Kennst du die Natter ohne Zahn?
Sie schmiegt sich erst dem Opfer an,
Dann plötzlich gibt sie Pein und Not
Ein Zucken noch, — es siegt der Tod,

Und stände gleich der Arzt daneben,
Umsonst! er rettet nicht das Leben.
Die Opfer, die sie auserkoren,
Sind meistens hoffnungslos verloren.

Und nur sehr selten es gelingt,
Daß man das Tier zur Strecke bringt.
Die Wahrheit nur kann es besiegen,
Ihr wird es sicher unterliegen.

Humor.

Es geht vorwärts! In der Oberpfalz sitzt ein etwas griesgrämiger Posthalter, der durch nichts dazu zu bringen ist, die amtlichen Kriegstelegramme in dem von der Gemeinde eigens dazu angebrachten Aushängkasten bekanntzugeben. Auf dringendes Bitten der Gemeinde schlägt er jetzt wenigstens einen persönlich verfaßten Auszug an, und der lautet: Es geht vorwärts.

(Jugend.)

„Jetzt biste deutsch!" Stand da auf irgend einer Station ein Güterzug, der sich friedlich aus deutschen, holländischen, französischen und belgischen Wagen zusammensetzte, die letzteren mit dem dräuend aufgerichteten belgischen Löwen geschmückt. Aber das Wappentier war symbolisch getötet. Es war mit Kreide einigemal kräftig durchstrichen, und daneben standen kurz und bündig die Worte: „Jetzt biste deutsch, verstanden?"

(Liller Kriegszeitung.)

Subordination. Von zwei im Heere stehenden Brüdern ist der ältere zum Leutnant befördert worden. Der jüngere, der in der Ausbildung ist, beginnt seinen nächsten Brief an den Bruder: „Bitte an Herrn Leutnant schreiben zu dürfen. Lieber Hans! . . ." Wenige Tage später trifft eine Antwortkarte ein, die mit den Worten anfängt: „Rührt Euch! Lieber Erich! . . ." (Jugend.)

Scharfblick. Unteroffizier Kraft beobachtet mit kritischen Blicken die neu eingezogenen Landsturmrekruten, ältere, meist verheiratete Leute, bei ihren häuslichen Verrichtungen. „Müller", sagte er zu einem, „Sie scheinen nicht glücklich verheiratet zu sein! Sie haben eine gar so große Fertigkeit mitgebracht im Geschirrwaschen, Knöpfeannähen, Fußbodenkehren und dergleichen."

(Fl. Bl.)

Rätsel-Auflösung aus voriger Nummer:

Dreisilbige Scharade. Friedensschluß.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 99. Nebra, Sonnabend, 11. Dezember 1915. 28. Jahrgang.

Der Papst über den Frieden.

Nach der ‚Agenzia Stefani' führte der Papst in seiner im Konsistorium gehaltenen Rede etwa folgendes aus:

Trotz der gewaltigen Zerstörungen, die sich im Verlaufe der sechzehn Monate angehäuft haben, obwohl in den Herzen der Wunsch nach Frieden lebt, obgleich so viele Familien unter Tränen den Frieden erflehen, obgleich wir alle Mittel ergriffen haben, die geeignet sind, irgendwie den Frieden zu beschleunigen und die Zwietracht zu besänftigen, so sehen wir nichtsdestoweniger diesen verhängnisvollen Krieg mit Wut zu Wasser und zu Lande toben. Auch das Schreiben, das wir am Jahrestage des Kriegsbeginns an die kriegführenden Völker und ihre Staatsoberhäupter richteten, hat, obschon es eine durchaus achtungsvolle Aufnahme fand, doch nicht die wohltätigen Wirkungen erzielt, die man erwarten konnte. Während wir uns, soweit es in unserer Macht steht, dafür verwenden, die schmerzlichen Folgen des Völkerstreites durch wohlangebrachte Maßnahmen zu lindern, fühlen wir uns durch die Pflicht unserer apostolischen Sendung veranlaßt, aufs neue auf den einzigen Mittel zu bestehen, welches schnell ein Ende dieses schrecklichen Weltbrandes herbeiführen könnte, um einen derartigen Frieden vorzubereiten, wie er von der gesamten Menschheit allhend ersehnt wird, das heißt einen gerechten, dauerhaften und nicht nur für einen Teil der Kriegführenden Nutzen bringenden Frieden.

Ein Weg, welcher wahrhaftig zu einem glücklichen Ergebnis führen könnte, ist derjenige, welcher bereits erprobt und unter ähnlichen Umständen gut befunden wurde, derjenige, an den wir in unserem Briefe vom letzten Juli erinnerten, nämlich, daß in einem direkten oder indirekten Gedankenaustausch mit aufrichtigem Willen und reinem Gewissen die Ansprüche eines jeden klargelegt und gebührend geprüft werden, unter Beseitigung der ungerechten und unmöglichen Forderungen, und indem man nötigenfalls durch billige Ausgleiche und Abmachungen dem Rechnung trägt, was gerecht und möglich ist. Es ist unbedingt notwendig, daß man von der einen wie von der anderen Seite in einigen Punkten nachgibt, daß man auf einige der erhofften Vorteile verzichtet, und jeder müßte gutwillig in Zugeständnisse einwilligen, selbst um den Preis gewisser Opfer, um nicht vor Gott und den Menschen die ungeheure Verantwortung für die Fortsetzung dieser beispiellosen Schlächterei auf sich zu nehmen, welche, wenn sie noch weiter andauert, für Europa wohl das Zeichen seines Herabsinkens von dem hohen Standpunkt seiner Zivilisation und seines Wohlstandes bedeuten würde, auf den es die christliche Religion erhoben hat. Dies sind die Gefühle, welche uns gegen den Krieg und für die Völker, die in ihn verwickelt sind, beseelen.

Wenn wir dann noch aus dem europäischen Kampf für die katholische Sache des Heiligen Stuhles entstehenden Unzuträglichkeiten betrachten, so sieht jedermann, wie schwer sie sind und wie sehr die Würde des Papstes verletzt ist. Schon wiederholt haben wir, den Spuren unserer Vorgänger folgend, beklagt, daß die Lage, in der der Papst sich befindet, derartig ist, daß sie ihm nicht die volle Freiheit läßt, welche für die Regierung der Kirche unbedingt notwendig ist. Wer sieht nicht, daß diese Tatsache unter den gegenwärtigen Umständen besonders klar zu Tage tritt?

Ohne andere Ereignisse zu erwähnen, wollen wir nur bemerken: daß gewisse bei uns beglaubigte Botschafter oder Gesandte gezwungen waren, abzureisen, um ihre persönliche Würde und die Rechte ihrer Amtswürden zu wahren, was für den Heiligen Stuhl eine Verringerung seines eigenen angeborenen Rechtes und ein Verfagen der notwendigen Bürgschaften und brachte gleichzeitig die Entziehung des gewöhnlichen Mittels mit sich, dessen er sich als des bequemsten zur Verhandlung mit auswärtigen Regierungen zu bedienen pflegt. Hierbei können wir nicht ohne Schmerz den Verdacht erwähnen, welcher bei einer der kriegführenden Parteien entstehen konnte, nämlich, daß wir bei der notwendigen Behandlung von Geschäftsangelegenheiten, welche die gegenwärtig mit dieser kriegführenden Partei im Kriege stehenden Völker betreffen, uns von nun an nur noch durch Einflüsterungen derjenigen allein leiten lassen, welche ihre Stimme bei uns vernehmen lassen können. Was soll man von der wachsenden Schwierigkeit des Verkehrs zwischen uns und der katholischen Welt sagen, einer Schwierigkeit, die uns so große Hindernisse in den Weg legte, um über die Ereignisse ein vollständiges und genaues Urteil zu erlangen, das uns doch so nützlich gewesen wäre!

Was wir bisher gesagt haben, muß genügen, wie uns scheint, ehrwürdige Brüder, um euch zu zeigen, wie unser Kummer von Tag zu Tag wächst, sei es, daß wir diese kaum der barbarischen Jahrhunderte würdige Schlächterei betrachten, sei es, daß wir gleichzeitig die Lage des Heiligen Stuhles feststellen, die immer schlechter wird. Ihr ererseits — wir sind dessen gewiß deswegen, weil ihr an den Sorgen teilnehmt, die uns kraft unseres apostolischen Amtes auferlegt sind — schließt euch dieser zwiefachen Qual unseres Herzens an. Ebenso denken wir, daß das ganze christliche Volk einen Widerhall unseres Schmerzes bildet. Aber warum sollten wir den Mut verlieren, wenn der Fürst der Hirten, Jesus Christus, uns versprochen hat, daß sein Beistand nie der Kirche fehlen wird, am wenigsten in schwierigen und stürmischen Augenblicken? Lassen wir darum unsere vertrauensvollen Gebete bis zum geliebtesten Erlöser der Menschen emporsteigen, begleitet von Werken der Barmherzigkeit und Bußfertigkeit, damit sein erbarmungsreiches Herz die Leiden abkürzen möge, unter denen gegenwärtig die unglückselige Menschheit kämpft!

Verschiedene Kriegsnachrichten.

(Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.)

England nimmt Calais als Unterpfand.

Der ‚Kölnischen Volkszeitung' zufolge hatte in Frankreich nach dem verlustreichen Mißerfolg des Joffreschen Vorstoßes Ende September 1915 wachsende Friedensströmung sich erkennbar gemacht, worauf englisch-französische Beratungen sowohl in Paris wie in London stattfanden. Trotz peinlichster Geheimhaltung dieser Beratungen behaupten unterrichtete Kreise, daß England mit Nachdruck und Unerbittlichkeit die Unterdrückung der Friedensgelüste gefordert, und gedroht habe, bei einseitigem Friedensschlusse die Besetzung von Calais, Duntirchen, Boulogne und Rouen unter keinen Umständen aufgeben zu wollen. Vor diesem Machtspruch hätten sich die französischen Gewalthaber um so lieber gebeugt, weil ihnen, den Miturhebern des unseligen Krieges, die Erkenntnis dämmert, daß ein Friedensschluß sie ohne weiteres von dem Boden ihrer Stellungen fortsegt.

*

Frankreichs Gesamtverluste: 2 700 000 Mann.

Die ‚Frankfurter Zeitung' meldet: Die englische Zeitschrift ‚New Statesman' schreibt: Frankreich hat jetzt seine sämtlichen wehrhaften Männer zwischen 18 und 48 Jahren unter den Waffen. Der Jahrgang 1897 wird bald ins Feuer geführt werden. Er umfaßt etwa 100 000 Mann. Aus zuverlässiger Quelle verlautet, daß Frankreich bisher 2 700 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verlore
2 Millionen Mann

Eine

Oberstleutnant
Parisien' sehr beun
nichts von Ma
hört, die vielleicht
garen gegen den
sollen nach Blättern
deutsche Abteilungen
sein, was besonders
diese dazu bestimmt
lich von Rhodope un
Auch in der Guer
gesagt, ob alle Vor
um das französische
vor einer Katastroph

Essad Pascha

Essad Pascha
dungen mit dem
einbarungen hinsichtl
Albanien gestlichtet
Serben werden in
requirierten Lebens
geld. Von Italien
nach Albanien, die
auch für die notleide
bestimmt sind.

Trübe Aussichten

Aus Konstantin
Nachrichten stimmen
der lebhaften Tätig
die Lage des
täglich schlechter

weiter verhindert den Abzug. Sämtliche Hafenanlagen, deren Einrichtung Monate in Anspruch nehm, sind überschwemmt oder gänzlich vernichtet. Die Verpflegung erfordert die größte Mühe. Nach der ‚Kölnischen Zeitung' hat an den Dardanellen ein neuer Angriff der Engländer begonnen. Man hält diesen Vorstoß indes türkischerseits für einen Bluff.

*

Das immer fernere Bagdad.

In einem Leitartikel über die Kriegsereignisse in Mesopotamien, in dem sie die verschiedenen einander zum Teil widersprechenden Berichte vergleichen, gelangen die ‚Times' zu dem Schluß, daß die englischen Truppen zwar am ersten Geschäftage die Schlacht von Ktesiphon gewannen, aber nicht imstande waren, die Stellungen zu behaupten. Drei Tage seien die Engländer durch eine sehr große Übermacht zurückgetrieben worden. Jetzt stünden sie genau 100 Meilen von Bagdad, und obwohl anzunehmen sei, daß Verstärkungen zur Verfügung stehen, müsse das englische Publikum doch einsehen, daß noch geraume Zeit verstreichen werde, ehe die englischen Soldaten die Minaretts der Khalifenstadt zu Gesicht bekommen würden. — Hier wird die Niederlage bei Bagdads schon ziemlich unverhüllt zugegeben.

*

Eine russische Schlappe in Persien.

Der Vertreter der türkischen Agentur Milli in Bagdad meldet, daß die durch den persischen Nationalausschuß aufgestellte Miliz zwischen Hamadan und Kaswin russische Streitkräfte, die auf 5000 Mann geschätzt wurden, angegriffen, 1000 Mann getötet und die übrigen in die Flucht geschlagen habe. Die glänzenden Erfolge, die die türkischen Truppen im Irak über die Engländer errungen haben, haben in Persien große Freude erregt. (Kasbin liegt 150 Kilometer westlich von Teheran südlich des Kaspischen Meeres.)

Bei den Falklandsinseln.

Ein Erinnerungsblatt.

Der 8. Dezember 1914 wird für alle Zeiten eins der erhebendsten Ruhmesblätter in der Heldengeschichte der deutschen Marine bleiben. An diesem Tage fand unser Kreuzergeschwader, das seit Eröffnung des Weltkrieges ohne jeden Zusammenhang mit der Heimat, ohne Stützpunkte und Versorgungsmöglichkeit dem Untergang geweiht war, nach einer ruhmreichen Schlacht auf der Höhe der Falklandinseln sein Ende in den Fluten des Weltmeeres. Nachdem der Chef unseres Geschwaders, Vizeadmiral Graf Spee am 1. November 1914 einen großen Sieg über die englische Flotte unter Graddak bei Coronel errungen und die beiden Panzerkreuzer „Monmouth" und „Good Hope" in den Grund gebohrt hatte, sahen die Engländer ein, daß sie

unser Kreuzer-
n konnten. Sie
er um die zwei
nvencible" und
nd „Canopus",
ent", „Glasgow"
eschwader, das
zugefügt hatte,
und vernichten

hrer ungeheuren
ische Kriegsschiffe
Es standen den
ften, die aus
Dresden", „Leip-
en, also sowohl
hre Größe, Ge-
et weitem über-
als Vizeadmiral
Uhr frühmorgens
raf Spee hatte
nvencible" und
lte den Kampf
Flotte auch in
erlegen war.
uel hatte gezeigt,
enheit gegenüber
und einer guten
sagt. Als die
g feststellte, daß
item größer war,
inder ganz un-
Graf Spee trotz-
„Gneisenau" den
um die kleinen
unseren schwachen
er als zwanzig
r allen übrigen

Trotz dieser ungleichen Verteilung der Kräfte dauerte die Schlacht mehr als 3 Stunden. Unsere Schiffe kämpften wie die Löwen. Als „Scharnhorst" und „Gneisenau" den Kampf nicht fortsetzen konnten, weil ihnen die Munition ausgegangen war, versanken sie. Die Besatzung hatte sich auf dem Achterdeck versammelt und sang die „Wacht am Rhein". Von Übergabe wollten sie alle nichts wissen. Ähnlich war der Heldenuntergang der „Leipzig". Nachdem sie sich mehrere Stunden lang gegen eine vierfache Übermacht verteidigt hatte und in Brand geschossen war, weigerte auch sie sich, im letzten Augenblick sich zu übergeben. Als sie schon kieloben schwamm, kletterte noch ein Matrose hinauf, schwang einen Augenblick eine deutsche Flagge und ging dann mit seinem Kriegsschiff zusammen unter. Sogar die Engländer hatten für solchen Heldentod nur Worte des Staunens und der Bewunderung. Alle Schiffe schossen bis zum Untergang, wenn sie noch über Munition verfügten.

Eine ausländische Zeitung ‚Experini' schrieb damals zu dem Ausgange der Schlacht folgendes: „Solcher Heldenmut, der wirklich einzig in der Geschichte der Völker dasteht, eine solche wahrhaft epische Tapferkeit, eine so große und unbeugsame Manneszucht wird mit Recht bewundert und besungen, nicht bloß von der ganzen neutralen Welt, sondern auch von den Feinden Deutschlands, die heut kämpfen, um es zu zertrümmern. Die deutschen Matrosen wußten, wie man handelnd, moralisch nicht unbedeutend, unbesiegt, stolz in den Tod geht. . . ."

Die Verluste der Engländer in der Schlacht waren nicht unbedeutend, wenn auch darüber strengstes Stillschweigen beobachtet wurde. Wir wissen aber, daß England seine Verluste stets verschweigt. Und außerdem wurde nachher mitgeteilt, daß sich mehrere englische Kriegsschiffe in Gibraltar zur Ausbesserung befinden. Die Treffsicherheit unserer Schiffe hat dafür gesorgt, daß dieser „Sieg" den Engländern teuer zu stehen kam. Die Art aber, wie unser Geschwader unterging, ist ein so großer moralischer Erfolg unserer Marine, daß wir den Verlust zwar stets wegen den untergegangenen Helden schmerzlich empfinden werden, daß aber dieser Tag doch für alle Zeiten zu den stolzesten Ereignissen der deutschen Geschichte gehören wird.

(Genehmigt vom Reichsmarineamt.)

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Bei der zweiten Lesung des Gesetzes betreffend Sicherstellung der Besteuerung der Kriegsgewinne im Hauptausschuß des Reichstages stellte der Staatssekretär des Reichsschatzamtes fest, daß das vorliegende Gesetz lediglich ein Sperrgesetz für Aktien- und andere Gesellschaften zur Sicherung der späteren Kriegsgewinnabgabe sei. Dem kommenden Besteuerungsgesetz für Kriegsgewinne solle damit keineswegs vorgegriffen werden. Es sollen also, entgegen der Auffassung weiter Kreise durch das kommende Gesetz auch die physischen Personen getroffen werden. Bei der Besprechung verschiedener Petitionen hob der Staatssekretär hervor, daß selbstverständlich auch im zweiten und dritten Kriegsjahr die Zuwendungen an Angestellte und Arbeiter soweit sie nicht besondere Rücklagen darstellten, von dem Sperrgesetz nicht getroffen werden.

Österreich-Ungarn.

* Im ungarischen Abgeordnetenhause erörterte Graf Andrassy die Möglichkeit des Friedensschlusses und führte dabei aus, daß es menschliche Pflicht sei, den Frieden zu schließen, sobald es möglich sei. „Aber," so fuhr der Redner fort, „mich hält von jeder Friedensaktion der Umstand zurück, daß ich weder auf der anderen Seite kein Anzeichen bemerke, daß derzeit der Friedensschluß möglich wäre. Alle Zeichen weisen vielmehr darauf hin, daß unsere Gegner sich in das gegenwärtige Ergebnis des Krieges noch nicht gefügt haben, daß sie alles aufbieten, um vielleicht denn doch das Kriegsglück noch zu wenden und daß die Erklärungen des französischen Ministerpräsidenten und die Äußerungen im englischen Unterhause für den Friedensschluß unter den gegebenen Verhältnissen geringe Wahrscheinlichkeit bieten."

England.

* Londoner Blätter veröffentlichen das Abkommen, wonach sich England, Frankreich, Rußland, Italien und Japan verpflichten, einzeln in diesem Kriege nicht Frieden zu schließen. — Serbien, Montenegro und Belgien haben sich dem Abkommen also nicht angeschlossen. — Die in dem Vertrage enthaltene Bestimmung,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151211-11/fragment/page=0013